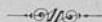


Reisebilder aus Griechenland und der Türkei

von

Dr. August Wagner, K. Gymnasialprofessor.



Programm

des

Königlichen Gymnasiums zu Passau

für das

Studienjahr 1895 96.



Passau.

Buchdruckerei Aktiengesellschaft Passavia.

1896.

970
3 (1896)



Vorwort.

Eine Mißdeutung der vorliegenden Blätter zu verhüten, halte ich es unbedingt für geboten, mit einigen Worten den Standpunkt klarzulegen, von dem aus die folgenden Reiseskizzen geschrieben sind.

Ueber Griechenland ist schon soviel gedruckt zu lesen, daß es „Eulen nach Athen tragen“ hieße, wollte ich diese Litteratur noch durch irgendwelche geographische, archäologische oder sonstige Untersuchungen bereichern. Meine Absicht ist es vielmehr, durch eine möglichst genaue Wiedergabe der mannigfachen Eindrücke, die ich auf der schönen Frühjahrsreise empfangen, ein getreues Bild von dem zu entwerfen, was ich gesehen und beobachtet, und so in meinen jugendlichen Lesern, denen dies Programm gewidmet ist, ein lebhafteres Interesse wachzurufen für den heutigen Zustand jener Länder, von denen sie in Geschichts-, Geographie- und Klassikerstunden fort und fort hören und lernen.

Auch glaube ich hier noch erwähnen zu sollen, daß ich die Reise, zu der mir das K. Staatsministerium einen zweimonatlichen Urlaub gewährte, hauptsächlich aus zwei Gründen unternahm: nämlich einerseits, um die klassischen Stätten mit eigenen Augen zu schauen und so bei gegebener Gelegenheit den Unterricht zu beleben, andererseits, um im unmittelbaren Verkehre mit dem heutigen Griechenvolk mir ein eigenes Urtheil über die Nation der Neugriechen und ihre kulturellen Fortschritte zu bilden.

Schließlich erübrigt mir noch die angenehme Pflicht, an dieser Stelle Herrn Kollega Dr. Schneider für die während meiner Abwesenheit geleistete Aushilfe meinen besten Dank zu sagen.



CONTENTS

Introduction	1
Chapter I	15
Chapter II	35
Chapter III	55
Chapter IV	75
Chapter V	95
Chapter VI	115
Chapter VII	135
Chapter VIII	155
Chapter IX	175
Chapter X	195
Chapter XI	215
Chapter XII	235
Chapter XIII	255
Chapter XIV	275
Chapter XV	295
Chapter XVI	315
Chapter XVII	335
Chapter XVIII	355
Chapter XIX	375
Chapter XX	395
Chapter XXI	415
Chapter XXII	435
Chapter XXIII	455
Chapter XXIV	475
Chapter XXV	495
Chapter XXVI	515
Chapter XXVII	535
Chapter XXVIII	555
Chapter XXIX	575
Chapter XXX	595
Chapter XXXI	615
Chapter XXXII	635
Chapter XXXIII	655
Chapter XXXIV	675
Chapter XXXV	695
Chapter XXXVI	715
Chapter XXXVII	735
Chapter XXXVIII	755
Chapter XXXIX	775
Chapter XL	795
Chapter XLI	815
Chapter XLII	835
Chapter XLIII	855
Chapter XLIV	875
Chapter XLV	895
Chapter XLVI	915
Chapter XLVII	935
Chapter XLVIII	955
Chapter XLIX	975
Chapter L	995

I.

Als ich am letzten Februar vorigen Jahres eine zweimonatliche Studienreise nach Griechenland und der Türkei antrat, wollte es mich fast gereuen, meinen Urlaub nicht etwas später genommen zu haben; denn wo ich auf meiner, nur durch einen kurzen Besuch Ravennas unterbrochenen Eilfahrt durch Ober- und Mittelitalien hinkam, lag tiefer Schnee, und die Flocken wirbelten so lustig herunter, wie bei uns zur fröhlichen Weihnachtszeit. Gar seltsam erschien mir das wohlbekannte Land in diesem ungewohnten Gewande. Doch sollte ich für meine lange und kalte Reise — ordentliche Heizvorrichtungen kennt man auf italienischen Bahnen nicht — bald reichlich entschädigt werden; denn während es abends in Ankona noch winterlich gestürmt, sah ich bei meinem Erwachen in Foggia schon grünende Wiesen, und eine Stunde später erblickte ich in der fruchtbaren apulischen Ebene die ersten blühenden Bäume. Von Barletta aus gestaltete sich die Fahrt immer reizender; bietet sich doch fortwährend ein prächtiger Blick auf die herrlich blaue Adria, während auf der Landseite stellenweise üppige Gärten, von den dunklen Kronen hochstrebender Pinien überragt, der flachen Landschaft wohlthuende Abwechslung verleihen. Als ich gegen Mittag in der alten Hafenstadt Brindisi ausstieg, brannte die Sonne so warm vom lachenden Himmel, daß ich am Einzug des Frühlings nicht mehr zweifeln konnte.

Da der Dampfer nach Korfu erst in der Nacht des nächsten Tages abging, benützte ich die Zwischenzeit dazu, die Stadt selbst und ihre nächste Umgebung, die übrigens wenig des Interessanten bietet, zu besichtigen, machte mit Segelboot einen Ausflug nach dem östlich von dem äußeren Hafen liegenden alten Kaiserschlosse, das gegenwärtig als Gefängnis dient, und besah mir das lebhafteste Treiben am trefflich geschützten inneren Hasenbassin, dessen beträchtliche Tiefe ein Anlegen selbst der größten Schiffskolosse am Uferquai gestattet.

Hier kann ich mir nicht versagen, eines komischen Vorfalls Erwähnung zu thun, der mir bei einer Promenade an der breiten Marina begegnete. Während ich nämlich die einzelnen Dampfer musternd dahinschlenderte, hörte ich plötzlich hinter mir die Worte: „Ei, guten Tag, Herr Professor!“ Unwillkürlich wandte ich mich bei diesen heimatlischen Lauten rasch um, in der Meinung, hier zufällig einen Landsmann zu treffen; aber der erste Blick auf die Physiognomie des vermeintlichen Bekannten lehrte mich, daß ich es mit einem internationalen Vaganten zu thun hatte. Und in der That hatte ich mich in meiner Vermutung nicht getäuscht. Der zudringliche Mensch, der mich für den bekannten „Andern“ hielt, wollte unter allerlei Vorwänden um jeden Preis Geld und nur meine energische Drohung, ihn einem eben des Weges kommenden Carabiniere zu überantworten, veranlaßte ihn, schleunigst zu verschwinden.

Die Zeit bis zum Abgang des Dampfers verging mir rasch, zudem ich in dem Gasthose, der mich beherbergte, einen griechischen Kaufmann aus Manchester kennen lernte, der ebenfalls nach Korfu reiste. Um Mitternacht lichtete die „Selinunte“ die Anker und hinaus ging es ins adriatische Meer. Beim Erwachen fühlte ich mich seefrank. Ein heftiger Nordsturm hatte die ganze Nacht hindurch getobt, und das Rollen und Stampfen des nur leicht geladenen Dampfers hatte nicht nur mir, sondern auch fast allen übrigen Passagieren das unvermeidliche Uebelbefinden verursacht. Zur Erholung schleppte ich mich an Deck, wo sich mir ein Anblick darbot, der im Verein mit der frischen Seeluft mich alles Unwohlsein gar rasch vergessen ließ. Der Dampfer hatte die Straße von Otrante bereits durchquert und fuhr fast parallel mit der Küste Albaniens, den Kurs nach Süden gerichtet. Da lagen denn im hellen Sonnenschein die beschneiten Gipfel des fahlen, wild zerrissenen Küstengebirges in verhältnismäßig geringer Entfernung östlich von uns, während im Süden hinter den kleinen Felseneilanden Othonu und Eriko die Insel Korfu mit dem über 900 m. emporragenden Berge Pantokrator auftauchte. Bald nach der Einfahrt in den schmalen Kanal von Korfu sah man in der Ferne die Citadelle und den oberen Teil der Stadt hinter der vorlagernden, einst von den Engländern stark befestigten Insel Wido hervorlugen.

Genau um die Mittagsstunde rasselten im sicheren Hafen die Anker in die Tiefe, und alsbald wurde die „Selinunte“ förmlich gestürmt von durcheinander schreienden Barkenführern verschiedener Nationen, die mit Katzenartiger Behendigkeit von ihren Kaik's an Bord

klettern, um ihre Dienste anzubieten. Uebrigens wiederholt sich dasselbe Schauspiel in allen griechischen und orientalischen Häfen, am großartigsten, wie ich später bei der Einfahrt in das goldene Horn sah, in Konstantinopel. Schnell hatte ich die Hotelbarke entdeckt, die mich ans Land brachte, und nachdem ich den schmutzigen Zollscluppen nach kurzer Untersuchung meines Handkoffers passiert hatte, schritt ich, dem Hoteldiener folgend, durch die steil ansteigenden, gepflasterten Straßen der oberen Stadt zu.

Schon bei diesem Gang nach dem Gasthof hatte ich Gelegenheit, die Bevölkerung zu beobachten. Am Hafen macht sich am meisten die albanesische Tracht bemerkbar. Leute des gewöhnlichen Volks mit schmutzigen, blauen Pumphosen, Jacken von der gleichen Farbe, das rote Fez auf dem dunklen Kopf, sieht man hier in Menge, lauter malerische Gesellen, die uns lebhaft daran erinnern, daß wir uns in unmittelbarer Nachbarschaft der südlichen Balkanhalbinsel befinden. Bei der städtischen Bevölkerung ist die Landestracht, wie überall, längst der europäischen — besser gesagt — Pariser Mode gewichen. Was die Sprache betrifft, hört man ebensoviel griechisch (*γοργιάζα*), als italienisch, wie denn überhaupt in der Stadt das italienische Element stark hervortritt. Es ist nicht meine Absicht, hier die Stadt Kérkyra, wie die Griechen sie jetzt offiziell benennen, im einzelnen zu beschreiben, sondern ich kann mich auf einzelne Notizen beschränken.

Gleich nach meiner Ankunft machte ich in Begleitung eines mir von früher her befreundeten Herrn einen Rundgang durch die Stadt, die sich zwischen der alten und neuen Citadelle vom Hafen ansteigend aufbaut. Der Charakter der Häuser ist venezianisch; zahlreiche Arkaden, enge, steile, zum Teil mit Treppen versehene Gassen erinnern uns an Italien. Einen prächtigen Eindruck macht die Esplanade mit ihren schönen Anlagen, von wo aus die breite Marina nach der Vorstadt Kastrades, der Stätte des antiken Kerkyra, hinüberführt, die noch zahlreiche Reste aus der altgriechischen Zeit aufweist. Von den vielen, vom künstlerischen Standpunkt aus wenig interessanten Kirchen ist die des heiligen Spyridon, des Patrons von Korfu, die weitaus sehenswerteste. Um einen Gesamtüberblick über Stadt und Land zu bekommen, bestieg ich auch bald die alte Citadelle bis zum Leuchtturm. Eine entzückende Fernsicht bietet sich von dort oben. Zu Füßen hat man die Stadt und die tiefblaue Salzflut, gegen Westen begrenzen überwaldete Höhenzüge den Blick, während östlich jenseits des schmalen Meeresarmes Albaniens bizarr geformte, schneebedeckte Gebirge her-

übergrüßen. Angelockt durch das prächtige Wetter und den wunder- vollen Reiz der südlichen Landschaft, ging ich mit Freuden auf den Vorschlag meines liebenswürdigen Begleiters ein, noch am Spätnach- mittag einen größeren Spaziergang nach dem vielgerühmten Ausichts- punkte al canono zu unternehmen. Bald hinter der obenerwähnten Vorstadt Kastrades führt die gutgehaltene Straße erst zwischen üppigen Gärten hindurch, bis uns ein förmlicher Wald von alten, hohen Del- bäumen umfängt, der mit fruchtbeladenen, duftenden Orangen- und Citronenkulturen abwechselt. Dazwischen erheben sich einzelne schlanke Palmen, ihre Fächerbüschel im Winde wiegend; der schnellwachsende Eukalyptus, die dunkle Cypresse, die mächtige Pinie mit ihrer weiten Krone finden sich da in buntem Durcheinander und an der Straße hin wuchert, vielfach als Zaun benützt, der indische Feigenkaktus und die Agave. Nach einer mehr als einstündigen Wanderung traten wir aus dem dichten Gehölze; wir waren am Ziele. — Der Blick, welcher sich hier vor dem trunkenen Auge entrollt, ist geradezu berückend schön. Unmittelbar zu unseren Füßen, vor dem Eingang zur Lagune Kali- fiópulo, schwimmt ein winziges Eiland, *Πορτιζοβήσι* (= Mausinsel) genannt, in der Sage das versteinerte Schiff des Odysseus (Od. XIII, 162), darauf in höchst idyllischer Lage ein Klösterchen sich befindet, halb versteckt von Cypressen, Myrthen, Quitten- und anderen Bäumen; ganz in der Ferne, jenseits des Meeres die von den letzten Strahlen der scheidenden Sonne vergoldeten Berge des rauhen Epirus — ein Landschaftsbild, das selbst dem trockensten Menschenkinde einen Aus- ruf des Erstaunens und Entzückens entlocken muß. Kaum konnte ich mich losreißen von dem lauschigen Plätzchen al canono, und als ich mich wieder der Stadt näherte, war die kurze Dämmerung schon in die Nacht übergegangen, und die Sterne leuchteten mit wunderbarem Glanze am klaren Firmament.

Der göttlichen Schönheit und Erhabenheit dieser idealen Land- schaft entspricht aber auch die seltene Schönheit ihrer Bewohner, nament- lich der Frauen und Mädchen der beiden Dörfer Gasturi und Benizza, welche ich gelegentlich eines genußreichen Ausflugs zur Prachtvilla der Kaiserin von Oesterreich besuchte. Die feine, gerade Nase, die un- mittelbar an die edle Stirne ansetzt, die regelmäßig geschwungenen Brauen über den ausdrucksvollen dunklen Augen, der schöngeformte Mund und die vornehme Haltung überraschen und sprechen deutlicher als alle anderen Beweise, daß echt hellenisches Blut trotz der fürchter- lichen Umwälzungen im Laufe der Zeit nicht ausgestorben ist. Mir

fielen unwillkürlich Nausikaa und ihre Gespielinnen ein, als ich eine Gruppe von Mädchen mit den hohen Krügen auf dem Haupt stolzen Schrittes vom Brunnen kommen sah. Ihre Sprache war ein recht ordentliches Vulgärgriechisch, so daß mir kein Wort unverständlich blieb; nur zeigte sie jenen singenden Tonfall, der allen jonischen Insulanern gemein ist. Ueberhaupt machte ich die Beobachtung im Verkehr mit dem lebenswürdigen und gastlichen Landvolk auf Korfu, daß dasselbe ein reineres Idiom redet und viel weniger Italianismen gebraucht, als die stark mit italienischen Elementen vermischten Städte.

Zu den genußreichsten Ausflügen ins Innere der herrlichen Insel gehört unstreitig die Besteigung des Panteleimon (Pantaleone). Von der lustigen Höhe aus hat man das ganze reich bewaldete Eiland gleich einem bunten Teppich zu seinen Füßen. Gegen Westen schweift der Blick auf das offene jonische Meer, das den Horizont begrenzt, von Osten leuchten die schneebedeckten Häupter der albanesischen Berge herüber, während gegen Nordost der höhere, steil ins Meer abfallende Pantokrator die Aussicht hemmt. An den Hängen der ölbewaldeten Hügel und im Thale unter dem dunklen Laube der Drangen- und Citronenhaine lugen eine Menge versteckter Ortschaften hervor, unter denen uns namentlich Skriperó und Koraktiana durch ihre malerische Lage auffallen; ganz im fernen Südosten endlich sehen wir die Stadt, überragt von der doppelgipfeligen Citadelle.

Da ich in Korfu verschiedene Freunde und Bekannte traf, die sich in Aufmerksamkeiten gegen meine Person gegenseitig überboten, so gestaltete sich auch in gesellschaftlicher Hinsicht mein dortiger Aufenthalt äußerst angenehm. War schon die meist französisch geführte Unterhaltung der internationalen Hotelgesellschaft oft recht anregend und interessant, so bereitete mir stets der Verkehr mit meinen intimen Freunden und deren Familien das größte Vergnügen. Manch fröhliche Erinnerung aus der längst entschwundenen Universitätszeit ward da wieder aufgefrischt, und im heiteren Gespräche verflogen nur zu schnell die traulichen Abendstunden.

Hier darf ich auch nicht unerwähnt lassen, daß ich, der gefälligen Einladung eines befreundeten Kollegen folgend, das dortige Gymnasium besichtigte, ein stattliches, hochgelegenes Gebäude mit herrlicher Aussicht über die blauschimmernde Bucht von Kastrades.

In der siebenten Klasse las man eben Ilias, und weil ich mich gerade für die griechischen Kenntnisse der meist schon sehr gereift aussehenden Gymnasialschüler nicht wenig interessierte, stellte ich zum nicht

geringen Erstaunen derselben über den fremden Examinator verschiedene Fragen, deren rasche, schlagfertige Beantwortung den beweglichen Geist der Südländer verriet. Da das Neugriechische eine accentuierende Sprache ist, fehlt den jetzigen Griechen selbstredend das Gefühl für die Quantität vollständig. Nichtsdestoweniger lasen die jungen Leute auf mein ausdrückliches Verlangen ihren Homer recht glatt und geläufig nach dem Versmaße. Befriedigt über diesen Besuch verließ ich das Lehrzimmer und besuchte noch eine kleine Antikensammlung in den oberen Stockwerken desselben Gebäudes.

Nach fünftägigem Aufenthalte, während dessen ich teils zu Wagen, teils zu Fuß den größten Teil der nördlichen Inselhälfte durchstreift hatte, fand ich einen griechischen Dampfer, der mich nach Zante, meinem nächsten Reiseziel, brachte. Nur ungern schied ich von dem mir so schnell lieb gewordenen „Phäakenlande“, von einer befreundeten Familie bis an Bord des „Theseus“ begleitet.

Auch jetzt war mir das Glück wieder günstig; denn alsbald nach Abfahrt des Dampfers fand ich einen äußerst lebenswürdigen Gesellschafter in einem jungen, feingebildeten Zantioten, der, nach längerer Abwesenheit in Frankreich, in seine Heimat zurückkehrte. Schnell kam die Unterhaltung in Fluß, und lange noch, nachdem die Sonne farbenprächtigt hinter den Bergen der vor kurzem verlassenen Insel hinabgetaucht war, promenierten wir im eifrigsten Gespräch auf Deck, bis uns der immer heftiger werdende Südwind und der Wogengischt nötigten, unsere Kabinen aufzusuchen.

Früh morgens lagen wir im Hafen von Argostóli, der Hauptstadt Kephalonias; der heftige Wind hatte sich während der Nacht zum wütenden Sturm gesteigert, so daß selbst in dem ganz geschützten Golf die Barken nur mit der größten Schwierigkeit an unseren Dampfer herankommen konnten. Amphitheatralisch sich aufbauend, liegt Argostóli ganz im hintersten Winkel der tiefeinschneidenden Bucht. Ernst und düster erheben sich auf allen Seiten kahle Felsgebirge, und im Osten ragt der Aenos (Monte Negro 1620 m.) majestätisch aus dem Meere empor.

Nach kurzem Aufenthalte setzte der „Theseus“ seine Fahrt fort, und kaum hatten wir Ciruri am Ausgang des Golfes passiert, als auch schon die Berge von Zakynth in unbeschreiblicher Klarheit vor uns lagen. Aber nur langsam näherten wir uns des heftigen Gegenwindes halber dem ersehnten Eiland, und erst nachmittags zwei Uhr warfen wir auf der Rhede von Zante Anker.

Die Stadt bietet, vom Meere aus betrachtet, einen reizenden Anblick. Auch sie liegt, wie die meisten der griechischen Seestädte, an einen Hügel gelehnt, dessen etwa 120 m hohen Gipfel eine ehemals venetianische Citadelle (*zákroo*) krönt, während gegen Süden der Berg Skopós („Warte“) den weiten Golf abschließt.

Herzlich froh, nach dem langen Schwanken wieder festen Boden unter den Füßen zu haben, machte ich mich, nachdem ich in einem der wenigen Gasthöfe an der Marina Quartier genommen, alsbald auf den Weg, die unglückliche, vom letzten Erdbeben so schwer heimgesuchte Stadt zu durchwandern. Kaum hatte ich einige Schritte gethan, da gewahrte ich schon die ersten gräßlichen Spuren der furchtbaren Katastrophe, die vielen Menschen das Leben gekostet und Tausende um ihre Habe gebracht. Das Theater, früher ein stattliches Gebäude, lag in der Mitte geborsten, in Schutt und Trümmern; die Kirchen und die italienischen Glockentürme hatten stark gelitten, der eine Campanile an der Marina war teilweise eingestürzt und an den meisten Privathäusern, namentlich den mehrstöckigen, waren arge Verheerungen noch deutlich wahrnehmbar.

Einen eigentümlichen Kontrast zu diesem herzerreißenden Anblick bildet das heitere, gesellige, gutmütige und gegen den Fremden lebenswürdige Völklein der Zakynthier. Man singt und pfeift, lacht und scherzt auf den Straßen unbekümmert darum, daß man auf einem trügerischen Boden wandelt und jeden Augenblick von neuer Gefahr bedroht ist.

Noch am selben Nachmittage besuchte ich auch die eben erwähnte Citadelle, deren einstigen Zweck noch einige verwaiste Kanonenrohre andeuten. Das Panorama von hier aus über Stadt und Insel, sowie der Blick auf die Berge Kephalonias und des gegenüber liegenden Peloponnes ist entzückend; doch gab ich mich damit nicht zufrieden, sondern machte in Begleitung meines neuerworbenen lebenswürdigen Bekannten, sowie des deutschen Vizekonsuls noch einen weiteren Ausflug zu Fuß nach dem reizend gelegenen Dorfe Tragáfi. Von einer ziemlich steilen Anhöhe über demselben entrollt sich nämlich ein prachtvoller Blick auf die leuchtendblaue See, die Insel Kephallonia und die fernen Berge des nordgriechischen Festlandes, sowie auf den reichsegneten „Kampos“, die sich bis zum Golf von Kiéri im Süden erstreckende Ebene. Ich hatte bei dieser genutzreichen Tour reichlich Gelegenheit, mich über Gestalt und Vegetation der herrlichen Insel genauer zu informieren.

Bildet bei Korfu ein von Nord nach Süd streichender Höhenzug gleichsam das feste Gerippe des ganzen Eilands, so ist Zante mit einem mehr oder minder hohen Kalksteingebirge eingefasst, das im Westen bis zu 760 m ansteigt. Die in der Mitte befindliche saufswellige Ebene (*záwtos*) ist durch einen niedrigen Bergzug in zwei ungleiche Hälften geteilt, von der die größere, östliche, die eigentliche Fruchtebene, flach am Golf von Kiéri ausläuft. Dort finden sich am gleichnamigen Kap (*zábo kíqi*) die schon von Herodot (IV, 195) ganz richtig geschilderten Erdpechquellen.

Hat Zante auch nicht die ausgedehnte Bewaldung, welche Korfu einen so eigentümlichen Reiz verleiht, so verdient es doch die Bezeichnung „*fior di Levante*“, wie die Italiener es nennen, im vollsten Maße. Sehen wir doch überall auf den Hängen der Berge ganze Dickichte von Oliven-, Myrten- und Lorbeerbäumen, dazwischen einzelne Palmen und die dunklen Kronen der Pinien, die ernste, hochstrebende Cypresse, herrliche Kulturen dustausströmender Drangen und Citronenbäume, die hier in ungeahnter Fruchtfülle strozen, während in der Ebene neben dem üppig rankenden Weinstock, dem spitzblättrigen Maulbeer- und dem schattigen Feigenbaum auch unsere Obst-, namentlich aber die Wallnußbäume in wahren Rieseneremplaren gedeihen. Hohe, wildwachsende Geraniensträucher mit ihren lebhaft roten Blüten und hellgrünen breiten Blättern stechen schön vom dunklen Laube der Drangenwälder ab, die stachelige Agave und der indische Feigenkaktus wuchern überall über das Gestein, an Mauern und Wegen. Auch das saftig-frische Grün der Matten, das wir im Süden so häufig ungern vermissen, fehlt hier nicht und ist, wenigstens im Frühling, mit einer Fülle bunter Blumen in allen Farben und Größen geschmückt.

Auf dem Rückweg von dem vorerwähnten schönen Aussichtspunkte kehrten wir im malerischen Dorf Tragaki ein. Das schlichte Dorfwirtshaus glich vollkommen einer süditalienischen Osteria. Auf hölzernen Bänken und Weinfässern vor der Thüre und im ruhigen Inneren saßen braune, härtige Gestalten, einige mit der *Fustanella* angethan und dem *Fez* auf dem Kopfe, die meisten aber in europäischer Tracht. Es waren lauter Bauern von Tragaki, die nach des Tages Arbeit hier Raft und Unterhaltung suchten. Der feurige Rotwein machte das Gespräch lebhaft, und ich hatte manch neugierige Frage der guten Leuten zu beantworten. Als wir nach Sonnenuntergang die Lokanda verließen, um den Heimweg anzutreten, da stieg der Vollmond über dem östlichen Hügelrand empor und be-

leuchtete mit seinem magischen Silberlichte die Reize der subtropischen Natur.

Nach dreitägigem, gut benütztem Aufenthalt nahm ich Abschied von der Blumeninsel und begab mich in aller Frühe auf den Dampfer „Hermupolis“, um nach Katákolon im Peloponnes hinüberzusteuern. Noch hatten wir die Anker nicht gelichtet, da kam mein Barkenführer, der mich an Bord gebracht, nochmals herangerudert, eilte aufs Verdeck, überreichte mir einen Strauß Veilchen und Rosen und verschwand ebenso schnell, mir eine „glückliche Reise“ wünschend. Ich konnte mir anfänglich diese außerordentliche Liebenswürdigkeit des braunen Burschen kaum enträtseln; da fiel mir ein, daß ich ihm etwas mehr, als die gewöhnliche Tare beträgt, gegeben, und er vielleicht auf diese Weise seinem Danke Ausdruck geben wollte. Ich hatte mich auch — wie spätere Erfahrungen mich belehrten — in dieser meiner Vermutung nicht geirrt.

II.

Nach vierstündiger ruhiger Fahrt warf der Dampfer im Hafen von Katákolon, dem Hauptausfuhrplatze für die Korinthenerte, Anker, und wenige Minuten später betrat ich den Boden des Peloponnes. Abgesehen von dem Bahnhof, einer Lokanda, verschiedenen Hütten und den großen Lagerhäusern für den Korinthenvorrat, ist Katákolon öde und fast gänzlich vegetationslos, was einen von Taute kommenden Reisenden eigentümlich berührt. Mit dem nächsten Zuge begab ich mich nach Pyrgos, einer sehr lebhaften, gewerbfleißigen Stadt, die entschieden orientalischen Charakter trägt. Leider ist auch dieser Ort durch das letzte Erdbeben arg mitgenommen worden; Spuren der schrecklichen Verheerung begegnet man überall. Um so lobenswerter ist es, daß die Bewohner, nicht entmutigt durch die schreckliche Katastrophe, unverdrossen darangehen, den entstandenen Schaden wieder gut zu machen.

Während ich gleich nach meiner Ankunft im Hotel Olympia meine notwendige Korrespondenz erledigte, hörte ich in nächster Nachbarschaft deutsche Melodien aus vielen frischen Knabenkehlen erschallen. Ueberrascht ob solcher Klänge sprang ich ans Fenster und sah im gegenüberliegenden Schulhof die Jugend von Pyrgos unter Führung ihrer Lehrer singend herumarschieren. Die Melodien „Hinaus in die Ferne“, „Der Jäger von der Pfalz“ etc. hatten selbstverständlich griechischen Text. Uebrigens machte mir die Ordnung und der Gehorsam der sonst doch so lebhaften Jungen ein recht wohlthuenden Eindruck. —

Der nächste Morgen fand mich in Olympia, wo ich zum Studium der Ausgrabungen und des Museums mehrere Tage verweilte. Der erstmalige Anblick des auf Kosten des deutschen Reiches unter Oberleitung von Professor Ernst Curtius 1875—81 aufgedeckten gewaltigen Trümmerfeldes, das sich am Südabhang des Kronoshügels zwischen dem Kladeosbach und dem Alpheios (jetzt Ruphiás) ausdehnt, ist ge-

radezu überraschend. Wer sich jedoch zuvor genau für den Besuch dieser heiligen Stätte antik griechischer Kultur vorbereitet hat, dem fällt es nicht schwer, an der Hand des trefflichen Situationsplanes von Professor Dörpfeld sich bald darin zurecht zu finden. Mit Hochgenuß wandelte ich durch die staunenerregenden Reste jener gewaltigen Kunstbauten, die teils durch zerstörende Menschenhand, teils durch vernichtende Naturereignisse, wie Erdbeben und Ueberschwemmungen, dem Untergang geweiht wurden. Am mächtigsten wirken die Trümmer des einst so herrlichen Zeustempels mit den riesigen Säulentrommeln aus Muschelkalk, die zum Teil noch auf der Krepis des Tempels stehen, während das Übrige samt dem Gebälk infolge von Erderschütterungen nach außen gestürzt ist. Welche Pracht muß dieser Bau besessen haben, als er noch in seiner ganzen Schöne mit dem reichen Giebelschmuck und den stuckverkleideten Säulen dastand, sich glanzvoll abhebend von dem dunklen Hintergrunde des mit Buschwerk und Kiefern bestandenen Kronoshügels!

Es kann selbstverständlich nicht meine Aufgabe sein, hier eine, wenn auch noch so kurze Schilderung des Ausgrabungsfeldes zu geben, da ja jedem Gebildeten, der sich für Archäologie interessiert, das zusammenfassende Werk von Ad. Bötticher („Olympia, das Fest und seine Stätte“) zur Genüge bekannt ist. Nur des berücksichtigen Jaubers sei mit wenigen Worten gedacht, den jene Ruinen, die stummen Zeugen einer längstvergangenen, glänzenden Kulturperiode, sowie ihre eigenartige Umgebung, die mehr einem deutschen Mittelgebirge, denn einer südlichen Landschaft gleicht, auf das Gemüt des Beschauers ausüben.

Eine eigentümlich ernste Stimmung überkommt uns beim Anblick des Ausgrabungsfeldes; unwillkürlich müssen wir der herrlichen Zeiten gedenken, wo der heilige Bezirk Griechen aller Stämme zum großartigen Friedensfeste versammelt sah, aber auch der stürmischen Zeit, da Marich mit seinen Goten und die später von Norden her nachdrängenden Barbaren hier vernichtend hausten, bis schließlich die allgewaltige Natur das Zerstörungswerk vollendete und die Stätte über 1500 Jahre lang nicht bloß den Augen, sondern auch dem Gedächtnis der Nachwelt entriß. Slavische Horden, fränkische Ritter, Venezianer und Türken haben hier einander abgelöst oder gleichzeitig neben einander gewohnt, ohne Ahnung, auf welchem Boden sie sich befanden.

Über auch die nächstumgebende Landschaft stimmt zur süßen Melancholie, die uns hier anwandelt. Vom Dorfe Druwa, der jetzigen

griechischen Ansiedelung auf der Höhe westlich vom Kladeosbach, blickt man hinüber nach den bewaldeten Bergen der triphylischen Landschaft, nach den kahlen felsgebirgen der arkadischen Bergkette, den Hochgipfeln des wilden Erymanthos, während uns von Westen her, das Bild erheiternd und aufhellend, das ferne Meer mit den Linien der Insel Zante entgegenleuchtet.

Das auf einer kleinen Anhöhe am rechten Kladeosufer im dorischen Tempelstil errichtete Museum birgt die von der deutschen Expedition auf dem Ausgrabungsfelde gemachten Funde, vor allem die Giebelgruppen und Metopenreliefs des Zeustempels, die berühmte Siegesgöttin des Paionios und das köstlichste Werk der antiken Plastik — den Hermes des Praxiteles. Unvergeßlich werden mir die Stunden bleiben, die ich in jenen stillen Hallen zwischen all den Skulpturen, Bronzen, Terrakotten und Steininschriften zubachte.

Von Olympia führte mich die Bahn nach Patras. Die Strecke von Pyrgos durch die korinthenbepflanzte Ebene von Elis ist, abgesehen von einigen hübschen Blicken auf den Erymanthos (Olenos), ziemlich reizlos und wird erst wieder lohnend, wo der Schienenweg an den Golf herantritt. Die Stadt Patras, das alte Paträ, welche sich, von ihrer Citadelle überragt, amphitheatralisch aufbaut, hat eine reizende Lage und macht mit ihren geradlinigen, breiten Straßen, die sich von der Marina bis zur Festung hinaufziehen, und den hübschen weißen Häusern einen sehr günstigen Eindruck. Etwa $\frac{1}{4}$ Stunden von der Stadt entfernt liegen auf einem Hügel unmittelbar am Eingang in eine tief eingerissene Schlucht des Woidhiä-Gebirges (Panachaikon) die Gebäulichkeiten der deutschen Weinbaugesellschaft, von wo aus der Blick über die äußerst fruchtbare Ebene, die Stadt und den tiefblauen Golf hinüberschweift zu den jenseits liegenden schroffen Küstenbergen Aetoliens.

Die sechsstündige Eisenbahnfahrt von Patras über Aegion (oder Vostizza) nach Neu-Korinth gehört zu den genußreichsten, die man sich denken kann. Da man fast immer am herrlich blauen Golf von Korinth hinfährt, bietet sich fortwährend die prächtigste Aussicht auf die Berge Livadiens bis zum doppelgipfeligen Parnas und dem Musenberge Helikon, während uns zur Rechten das Gebirge von Achaia mit seinem reichen Buschwerk und seinen vielen, im Frühjahr wasserreichen, schluchtenartigen Thälern begleitet. Die schmale Strandebene zwischen Bergland und Meer gehört zu den gesegnetsten Strichen des Landes. Bei Wassilikó (*Βασιλικόν*), in dessen Nähe sich die Ruinen

des einst mächtigen Sikyon befinden, zeigt sich bereits der schroffe Berg-
fegel von Akrokorinth, und bald darauf dehnt sich vor uns die mit
Wein- und Getreidefeldern bebaute korinthische Ebene aus.

Sofort nach meiner Ankunft in Neu-Korinth, das mit seinen
breiten, geradlinigen Straßen und meist einstöckigen, weißen Häusern
wohl einen sauberen, aber wegen seiner Öde und Stille auch einen
langweiligen Eindruck auf den Fremden macht, benutzte ich den schönen
Nachmittag, den neuangelegten Kanal zu besuchen, sowie die wenigen
Reste antiker Bauten auf dem Schauplatz der istsmischen Spiele zu
besuchen.

Der schon vom römischen Kaiser Nero geplante, vor etwa vier
Jahren vollendete Durchstich durchschneidet in gerader Linie die schmalste
Stelle der aus Kalkstein bestehenden Landenge genau in der Richtung
von N.W. nach S.O. An der westlichen Mündung des 6,5 km
langen, 22 m. breiten und 8 m. tiefen Kanals, dessen bedeutendste
Durchstichhöhe 78 m beträgt, ist der Hafenart Poseidonia, an der
östlichen Isthmia angelegt worden. Blickt man vom Niveau des
Wassers aus von einer Mündung nach der andern, so erscheint uns
der Kanal als eine tiefe, dunkle, fenzengerade eingeschnittene Rinne,
über die in schwindelnder Höhe die Eisenbahnbrücke hinwegführt.

Abgesehen von der istsmischen Befestigungsmauer, deren Spuren
sich fast ihrer ganzen Länge nach noch genau verfolgen lassen, findet
man unweit des vorher erwähnten Ortes Isthmia einen großen um-
wallten Raum mit Fragmenten kolossaler dorischer Säulen, fast un-
mittelbar daneben in südlicher Richtung die Stätte des alten Stadion,
sowie auch minimale Reste eines Theaters aus römischer Zeit. „Po-
seidons Fichtenhain“ jedoch, bei dessen Erwähnung sich vielleicht
mancher in ein dunkles Nadelgehölze versetzt glaubt, ist nichts anderes
als ein kleines Wäldchen verkrüppelter, magerer Strandkiefern, die
ihr Harz zum Rezinieren des Weines liefern müssen und deshalb auch
in ihrer Entwicklung zurückbleiben.

Ehe ich Korinth verließ, um mich nach Argolis zu begeben,
machte ich noch einen Ausflug nach der Stätte Akrokorinths und auf
den die ganze Gegend beherrschenden Felsfegel von Akrokorinth, den
„Schlüssel zum Peloponnes.“

Ein herrlicher Frühlingmorgen war angebrochen und ließ mich
nicht länger in den Federn. Bald saß ich im Wagen und fuhr die
breite Chaussee entlang in geringer Entfernung vom Strande, auf dem
sich die weißschäumenden Wogen des korinthischen Golfes rollten;

denn eine frische Brise blies vom Parnas herüber, dessen Doppelgipfel im blendendweißen Schneegewande sich scharf vom tiefdunklen Blau des wolkenlosen Firmaments abhob. Nach kurzer Zeit bog die Straße südwestwärts, und unmittelbar vor mir lag der kahle Burgfelsen von Akrokorinth (575 m.), der hier steil gegen Nordost abfällt. Am Fuße des Berges liegen die wenigen Häuser des Ortes Akrokorinth, der durch das fürchterliche Erdbeben im Jahre 1858 gänzlich zerstört wurde. Während mein Kutscher in der Dorfschenke die Pferde einstellte und mir einen Gebirgsgaul nebst einem Agogiaten besorgte, machte ich einen Rundgang auf der Stelle, wo einst das mächtige alte Korinth, die Metropole des griechischen Handels, gestanden. Wie vom Erdboden verschwunden ist jene üppige Stadt, die luxuriöseste des alten Hellas. Von all der Herrlichkeit ist nichts mehr vorhanden als sieben aufrecht stehende Säulen eines dorischen Tempels, von denen noch fünf das Gebälke tragen. Sie sind Monolithen und gehören ihrer Form nach dem ältesten dorischen Tempelbau an.

Während ich diese traurigen Reste einstiger Größe mit sehr gemischten Gefühlen betrachtete, kam der Führer mit dem Kößlein, das mich auf die Burg bringen sollte. Zwar gehört das Reiten auf dem breiten orientalischen Holzsattel nicht zu den besonderen Bequemlichkeiten, doch war es bei dem warmen Wetter immerhin dem Besteigen der steilen Bergwand vorzuziehen. Nach einer Stunde hatten wir das untere Eingangsthor der türkischen Umfassungsmauer erreicht, ließen das Sauntier am üppig wuchernden Grün sich gütlich thun und stiegen durch ein wahres Labyrinth von Trümmern nach dem höchsten östlichen Gipfel, wo sich eine wahrhaft imposante Fernsicht bietet. Gegen Osten begrenzen Attikas Berge den Horizont, jenseits des saronischen Golfes liegt Salamis mit seinen schönlinigen Höhen vor uns, südöstlich Megina mit kleineren vorlagernden Felseneilanden, gegen Süden die Gebirge von Argolis, im Westen das arkadische Hochland mit dem mächtig emporragenden Berg Kyllene (jetzt Jirias 2375 m), während von Norden die Bergzüge Livadiens, vor allem Parnas und Helikon, herüberwinken. Zu unseren Füßen breiten sich Getreide- und Korinthenfelder aus, die mit ihrem saftigen Grün von dem düsteren, graubraunen Felsen des Burgberges wohlthuend abstechen.

Lange stand ich, wie bezaubert, das einzig wunderbare Bild betrachtend, dann wandte ich mich der Besichtigung der Burg selber zu, die wie kaum eine andere in der Welt im Lauf der Zeiten ihre Herren gewechselt.

Römer, Goten, Byzantiner, Franken und Türken haben hier oben gehaust und abwechselungsweise „Die Fessel des Peloponnes“ besessen, und in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts lag auch eine bayerische Besatzung in der hohen merkwürdigen Festung.

Nachdem ich noch die berühmte Quelle Pirene (jetzt *Agazóveqa* = Drachenwasser), sowie die unkrautüberwucherten Ruinen einer kleinen türkischen Moschee und einer byzantinischen Kirche besucht hatte, trat ich den Rückweg an.

Mittlerweile hatte sich offenbar im Dorf die Nachricht von dem griechisch redenden Fremdling verbreitet; denn als ich im Hof der Lokanda mit meinem Kutscher einen kleinen Imbiß, aus Fischen und Eiern bestehend, verzehrte, versammelte sich eine Menge Neugieriger um mich, meist große Männer mit martialischen Bärten und gebräunten Gesichtern, die mit Ausnahme des jungen Dorfschullehrers alle die landesübliche Kleidung und Waffen im Gürtel trugen. Das lebhaftes Gespräch drehte sich — wie bei Griechen selbstverständlich — meist um die Politik, und ich wurde von allen Seiten mit Fragen bestürmt. Es war mir übrigens dies ungemein interessant, da ich dadurch einen Einblick gewann in die Denkart und Anschauungsweise des griechischen Landvolkes, das trotz mancher naiven Ansichten im allgemeinen einen äußerst regen und schlagfertigen Geist zeigt und nicht selten den Nagel sogleich auf den Kopf trifft.

Fast hätte ich ob der lebhaften Unterhaltung mit den biederen Korinthern den Zug nach Nauplia versäumt, hätte nicht mein braver Wagenlenker mich dringend zum Aufbruch ermahnt. Ich kam gerade noch rechtzeitig an den Bahnhof. Um die romantische Fahrt durchs Gebirge recht behaglich genießen zu können, wünschte ich in meinem Koupó allein zu bleiben. Ich reichte daher in höchst egoistischer Absicht als *captatio benevolentiae* dem Kondukteur [*ὁδηγός*] mein wohlgespicktes Cigarettenetui mit dem Bemerken, er möge sich des Inhalts ungeniert bedienen. Das that denn auch der höfliche Mann und verschwand. Die Passagiere waren ohnehin nicht zahlreich, und so blieb ich allein, bald rechts nach Akrokorinth hinüberblickend, bald links auf die schönen Höhen der argivischen Halbinsel mein Augenmerk richtend. Noch war ich nicht lange gefahren, da brachte mir in der Station Chiliomodi, in der Nähe Tegeas, ein unbekannter Junge ein Glas Rotwein. Ich glaubte anfangs, der Bursche halte Getränke feil, leerte das Glas und wollte zahlen; aber der Junge war verschwunden, und bald setzte sich auch der Zug wieder in Bewegung. Schon hatte

ich wieder auf das kleine Intermezzo vergessen, als ich in der Station Nemea, wo ein berühmter Tropfen wächst, abermals mit einem Becher der edlen Bacchusgabe überrascht wurde. Diesesmal ließ ich den Ganymed nicht mehr ent schlüpfen, sondern fragte ihn nach dem freundlichen Spender des edlen Traubensaftes. Erst wollte derselbe nicht recht heraus mit der Sprache, verriet mir dann aber doch auf wiederholtes Drängen, daß es der Kondukteur sei, der mir als Revanche für meine Cigaretten Wein präsentieren ließ. Ich war wie aus den Wolken gefallen über diese unerhörte „Noblesse“ des „ὄδιγγος“ und hatte hierin wieder, wie früher in Zante, ein deutliches Beispiel der dem Volke angeborenen „φιλοτιμία.“

Eine kurze Strecke hinter Nemea bot sich mir eine geradezu entzückende Fernsicht auf die vom Inachos (Paniza) durchströmte argivische Ebene und den blau schimmernden Golf von Nauplia. Gerade südlich erhob sich der mächtige Felskegel der Festung Palamidi, rechts im Vordergrund die Stadt Argos, überragt von der Burg Larissa — ein Landschaftsbild, dessen Farbenpracht, hervorgerufen durch das frische Grün der Ebene, das rötliche Kolorit der von der Spätnachmittags-sonne beleuchteten kahlen Bergkegel Zara und Elias im Osten und die tiefen Schatten des bewaldeten arkadischen Randgebirges im Westen, mich zur Bewunderung hinriß.

Da ich beschlossen hatte, Argos, Mykenä und Umgebung von Nauplia aus zu besuchen, wo ich mich längere Zeit aufzuhalten gedachte, so fuhr ich weiter und war nicht wenig überrascht, als in der Station Tiryns ein liebwerter griechischer Freund und Kollege, der vor mehreren Jahren in Passau gewelt, plötzlich vor meinem Koupéfenster auftauchte und mich in der herzlichsten Weise bewillkommte. Ich überließ meine Siebensachen dem Kondukteur und machte mich mit meinem Freund und dem Rektor des Gymnasiums in Nauplia, die mir bis Tiryns entgegengefahren, alsbald auf, den Abend bis zum Eintritt der Dunkelheit zum Besuche der auf Kosten unseres großen Landsmannes Heinrich Schliemann unter Dörpfelds Leitung ausgegrabenen Burg zu benützen.

Es wäre wohl vollständig überflüssig, über die Aufdeckung von Tiryns und seiner „Kyklopischen“ Mauern an dieser Stelle ausführlich zu schreiben¹⁾; kennt doch jeder aus Abbildungen die gewaltigen

¹⁾ Vgl. H. Schliemann-Tiryns, Leipzig 1886. Artikel „Tiryns“ in Baumeister „Denkm. des klass. Altertums.“

durch Steinüberfragung gebildeten Galerien der merkwürdigen, mauerumwallten Burg zur Genüge. Ein Stück uraltester griechischer Kultur liegt hier vor uns, und unwillkürlich erinnern wir uns an die homerischen Schilderungen der Paläste des Odysseus oder des Alkinoos mit ihrer inneren künstlerischen Ausstattung. Daß jene poetischen Beschreibungen nur Tatsächliches widerspiegeln, wird uns sofort klar beim Anblick der im Herrscherhause von Tiryns entdeckten Reste von Wandmalereien und Friesdekorationen.

Schon war die Nacht hereingebrochen, als wir auf der zu beiden Seiten mit hohen und breitfrontigen Silberpappeln bepflanzten Chaussee dem etwa 4 km entfernten Nauplia zuschritten. War der Eindruck, den ich von dem hübschen, ganz europäisch aussehenden Städtchen noch am gleichen Abend erhielt, schon ein äußerst günstiger, so steigerte sich mein Behagen, als ich am nächsten Morgen einen Rundgang durch dasselbe begann. Vormittags stattete ich, wie ich versprochen hatte, dem Gymnasium einen Besuch ab, wohnte in der vierten Klasse der Plutarchlektüre bei und erbat mir auch die Erlaubnis, selbst examinieren zu dürfen, zumal es mich lebhaft interessierte, zu erfahren, auf welchem Fuße die munteren Jungen mit den altgriechischen „Unregelmäßigkeiten“ stunden. Ich stellte also, nachdem der eben gelesene Text ins Gemeingriechische übersetzt und erklärt war, diesbezügliche Fragen und war erstaunt darüber, daß die Leutchen auch in den der neugriechischen Umgangssprache vollkommen fremden Verbalformen ganz famos beschlagen waren. Nachdem ich auch noch in der Oberklasse gelegentlich der Sophokleslektüre den Eindruck gewonnen, daß die Schüler selbst mit den scenischen Altertümern recht wohl vertraut waren, verließ ich, von meinen Freunden begleitet, das Gymnasium und erstieg den 216 m hohen steilabstürzenden, mit Agaven reichlich überwucherten Burgfelsen des Forts Palamidi. Während des Aufstieges auf der ziemlich jäh ansteigenden, aber guten Steintreppe, hatte ich das Vergnügen, dem Regierungspräsidenten (*νομάρχης*) von Argolis vorgestellt zu werden, welcher zur Inspektion der oben befindlichen Gefängnisse für schwere Verbrecher denselben Weg zu machen hatte. Vom höchsten Punkt, dem Dach der Citadelle, wo wir uns bei einigen Tassen Mokka, die uns der Herr Nomarch in lebenswürdiger Aufmerksamkeit heraufgeschickt hatte, niederließen, genießt man eine entzückende Rundsicht. Gegen West dehnt sich die ganze Kette des arkadischen und lakonischen Gebirges von dem schneebedeckten Kyllene bis zum Parnonzuge (jetzt Malevo), gegen Ost sieht man die Berge

von Argolis und Trözen, während man zu Füßen die Stadt und den herrlichen Golf von Nauplia, weiter nördlich die Inachosebene mit Argos und die Burg Larissa erblickt. Ueber all der Herrlichkeit wölbte sich ein tiefblauer Himmel, und die stechenden Strahlen der Mittagssonne ließen trotz des Schnees der arkadischen Berggipfel keinen Zweifel aufkommen, daß wir uns im „milden“ Süden befanden.

Den Nachmittag benutzte ich zu einem Spaziergang nach der schön gelegenen Vorstadt Pronia, in deren Nähe ein riesiger aus der Felswand herausgemeißelter Löwe²⁾ das Andenken der in Griechenland gestorbenen bayerischen Soldaten verherrlicht, ferner zum Besuche der eigentümlichen Schachtgräber am Ostfusse des Palamidifelsens.

Am frühen Morgen des folgenden Tages brach ich in Begleitung meiner Freunde zu Wagen nach Mykenä auf. Die Straße führt über Tiryns durch die fruchtbare, mit Tabak, Wein, Getreide und üppigen Gemüsegeldern bedeckte Ebene des gießbachartigen Inachos, der im Frühjahr ziemlich wasserreich daherströmt, während er im Hochsommer, wo eine drückende Gluthitze über der ausgebrannten Niederung lagert, fast völlig versiegt, so daß die homerische Bezeichnung „vieldürstendes Aegos“ (*Πολυδιψιον Ἄγος* Il. IV, 171) in der That sehr berechtigt erscheint. Die Stadt Argos links liegend fuhren wir gerade auf das Dorf Charwati zu, das sich mit seinen niedrigen flachen Häusern fast gar nicht von dem kahlen Hügel abhebt, auf dem einst Stadt und Burg von Mykenä thronten.

Nach einer mäßigen Rast im Han des kleinen Ortes, wo wir unsere mitgebrachten Vorräte zubereiten ließen und einen recht gut trinkbaren Rezinatwein bekamen, begaben wir uns mit dem Phylax der Ausgrabungen zunächst auf steinigem Pfade zum sogenannten Schatzhaus des Atreus, einem mächtigen Kuppelgrabe, das die größte Uebereinstimmung mit allen übrigen aus der vorhellenischen Zeit stammenden Anlagen dieser Art zeigt. Durch das bekannte Löwenthor gelangten wir zu den Königsgräbern, der Stätte der Ausgrabungen Schliemanns, sodann stiegen wir hinauf zur eigentlichen Königsburg, deren Freitreppe, Hof und Männeraal, wie leicht ersichtlich, den betreffenden Theilen in Tiryns entsprechen. Als wir auf der Nordseite die Burg hinabstiegen, hörte ich plötzlich den freundlichen Gruß: „*Καλὴ μέρα, κύριε Βάγερ.*“ Es war der verdiente Archäologe, Herr Tsuntas, der als Ephoros die Fortsetzung der Ausgrabungen

²⁾ Ein Werk des deutschen Bildhauers Siegl.

leitet, ein alter Bekannter von meiner Universitätszeit her — gewiß ein seltenes Wiedersehen an so interessanter, altehrwürdiger Stätte! Ich kann den Burghügel nicht verlassen, ohne vorher noch des eigentümlichen Landschaftscharakters gedacht zu haben. Die kahlen Berge der unmittelbaren Umgebung, das alte Tretongebirge, die arkadische Kette bis zum Malevo, die Ebene mit der Akropolis von Argos in der Mitte erinnerten mich lebhaft an das südtirolische Sarcathal.

Noch hübscher und in mehrfacher Hinsicht für mich wichtiger war ein ebenfalls in Begleitung meiner Freunde unternommener Tagesausflug nach dem etwa 25 km entfernten Hieron von Epidaurus. Die gut erhaltene Straße führt erst durch blühende Felder, dann ziemlich steil ansteigend in ein entlegenes, der menschlichen Ansiedelungen vollständig entbehrendes, wildromantisches Hochgebirgsthäl mit vielen mageren Oliven und wilden Kirschbäumen, welche letztere gerade in herrlichster Blüte standen, während die Fruchtbäume der Ebene ihren Blüten Schmuck schon längst wieder abgelegt hatten. Nach etwa 2 1/2 stündiger Fahrt gelangten wir an eine einsame Wegschenke, dann trabten die Rosse munter über ein Hochplateau dem Dorfe Sigurio zu, das sich malerisch an einen langgestreckten, felsigen Hang des Arachnäon (jetzt Arna) anlehnt. Da in dem vielleicht 1000 Seelen zählenden Dorfe kein Gasthaus zu finden ist, waren wir auf Gastfreundschaft angewiesen, die uns denn auch von dem dortigen Ortspfarrer, in der herzlichsten und zugleich opulentesten Weise gewährt wurde. Wir ließen unsern vorsorglich mitgenommenen Vorrat in Sigurio zurück und fuhren die wenigen Kilometer hinab zur Ausgrabungsstätte der Asklepiosheiligtümer von Epidaurus.

Wahrlich einen prächtigeren Lustkurort — um modern zu sprechen — hätten sich die Priester des Gottes der Heilkunde nicht erwählen können, als dieses einsame mit Buschwerk verkleidete Hochthal mit seinen würzigen Alpendüften, zwischen dem Titthion und Kynortion. Man erinnert sich hier an das Orakel des delphischen Gottes:

ὦ μέγα χάριμα βοροῖς βλασίων Ἀσκληπιεῖ πάντων,
ὄν Φλεγυονῆς ἔτιζεν ἐμοὶ φιλότιτι μεγάλα
ἰμερόεσσα Κορωνῆς ἐνὶ κραναῇ Ἐπιδαύρῳ. (Paus. II, 26, 7).

Und in der That hat ja auch jener Platz, nachdem die politische Bedeutung der am Golf Megina gelegenen Stadt Epidaurus längst vorüber war, bis in die späte Römerzeit hinein seinen Ruf erhalten und sich stets eines großen Zuspruchs wohlhabender Römer und Griechen erfreut.

Es ist mir selbstverständlich nicht möglich, hier eine detaillirte Schilderung der Ausgrabungen zu geben, welche die griechische archäologische Gesellschaft unter Leitung des Generalexphoros Kabbadias anstellte, und die eine solch reiche Fülle von Interessantem zu Tage förderten, daß ein Besuch von wenigen Stunden leider nur ein oberflächliches Bild gewährt. Am meisten zogen die fein ausgearbeiteten Architekturtheile der Tholos, des Polyklet, namentlich die prächtigen korinthischen Säulenkapitelle, sowie die Sima mit den Löwenköpfen meine Aufmerksamkeit auf sich. Auch das kleine Museum, in dem sich außer zahlreichen Inschriften und Architekturtheilen mehrere hübsche Gewandstatuen befinden, ist äußerst sehenswert. Weitaus am meisten aber beschäftigte mich das an den Nordwestabhang des Kynortionhügels sich anlehrende Theater, dessen Freilegung uns erst die richtige Erkenntnis des althellenischen Theaters erschloß.

Geradezu staunenerregend ist die Akustik desselben, von der ich mich selbst überzeugte. Verstand ich doch von der obersten Sitzreihe aus jedes Wort meines Freundes, der auf der Orchestra mit ganz mäßigem StimmAufwande aus einem griechischen Buche vorlas, und ebenso hörte ich eine kleine Kupfermünze, die ich hinabgeworfen, in der Einfassung der Orchestra trotz der großen Entfernung deutlich rollen.

Nur ungern und zögernd verließ ich diese heilige Stätte, die Polyklets Künstlerhand verherrlicht, um am Stadion, das eben erst aufgedeckt wurde, vorüber nach Sigurió zurückzukehren, wo indessen unser lebenswürdiger Wirt, der Ortsgeistliche, auch für die nun einmal nicht zu entbehrenden leiblichen Genüsse bestens gesorgt hatte. Ich kam es mir nicht versagen, an dieser Stelle auf die idyllische Art und Weise, wie wir hier gastlich aufgenommen und bewirtet wurden, etwas näher einzugehen. Der kleine Pfarrhof, ein sauberes Gebäude aus Bruchsteinen, zu dessen erstem Stockwerk, wie bei den meisten Bauernhäusern, eine hölzerne Freitreppe mit anstoßendem Balkon hinaufführt, machte trotz der größten Einfachheit der inneren Einrichtung, die lediglich nur aus blankgeschuerten Holztischen und Bänken nebst einigen strohgeflochtenen Stühlen bestand, den guten Eindruck der Ordnungsliebe. Die scheibenlosen Fensteröffnungen waren mit Holzläden bewehrt, die nur zum Schutz gegen Wind und Kälte allenfalls geschlossen werden, so daß ich mich beim bloßen Gedanken an die in dieser Höhenlage herrschenden Winterstürme eines leisen Frostschauers nicht erwehren konnte, zumal ich

keine Spur von einem Wärmespender zu entdecken vermochte. Doch ist es bekannte Thatsache, daß die Südländer die Kälte besser ertragen als wir durch gute Heizvorrichtungen verwöhnten nordischen Menschen. Während wir uns das auf echt griechische Manier zubereitete Mahl, aus Lamm und Hühnern bestehend, das an Wohlgeschmack und Mannigfaltigkeit der Zutaten nichts zu wünschen übrig ließ, so recht munden ließen, nahm unser liebenswürdiger Wirt, durch das strenge Fastengebot der orientalischen Kirche gebunden, nur zuweilen ein Stück Schwarzbrot, einige Oliven und etwas gesalzenen Schaffkäse zu sich, wogegen er sich der edlen Bacchusgabe gegenüber weniger spröde und zurückhaltend verhielt. Bald war auch beim Qualm der unvermeidlichen Cigaretten das Gespräch animiert geworden, und der gastfreundliche Herr des Hauses richtete gar manche Fragen an mich, aus denen ich bald entnahm, daß der würdige Mann noch wenig in seinem Leben die Abgeschiedenheit seines Hochthales verlassen hatte, sondern als guter Hirte mit seiner Herde in tiefem Frieden lebend, ein beschauliches Dasein führte. Auf meine etwas neugierige Frage, ob er in Athen seine theologischen Studien gemacht, gestand er mir lächelnd: „Ich habe nirgends studiert. Mein Vater war hier Ortsgeistlicher (παππᾶς) und ich bin sein Nachfolger.“

Uebrigens haben sich die Verhältnisse in Griechenland auch in dieser Beziehung geändert, und wer heute, sei es Klostergeistlicher oder einfacher Weltpriester, eine Stelle einnehmen will, muß zuvor seine Studien gemacht und gewisse Examina bestanden haben.

So eilten die Stunden, in heiterem Geplauder verbracht, dahin und die sinkende Sonne mahnte uns zum Aufbruch. Der gastliche Ortspfarrer gab uns das Geleite den Hügel hinab an die Landstraße, wo bereits der Wagen harrte; noch ein herzlicher Händedruck, „καλὰ κατενόδια!“ — und fort rollte das Vehikel die Serpentina hinab nach Nauplia, das wir noch im goldigen Abendschimmer vor uns liegen sahen.

Nun wäre die mir zum Besuche von Nauplia und Umgebung vorgesteckte Zeit eigentlich zu Ende gewesen, und ich mußte daran denken, möglichst bald nach Attika zu kommen. Ich gab deshalb meinen geplanten Abstecher nach Tripolitza in Arkadien auf und ließ mich noch einen Tag in Nauplia zurückhalten, wozu mich hauptsächlich der Umstand veranlaßte, daß der frühere Premierminister Delijannis, welcher bei den bevorstehenden Wahlen wieder durchzudringen alle Aussicht hatte, festlich empfangen werden sollte. Es war mir also

Gelegenheit geboten, das Volk auch bei einem solchen Anlaß zu beobachten. Schon in den ersten Morgenstunden des Sonntags war eine zahlreiche Menge von Bauern, alle in ihrer Nationaltracht, herbeigeströmt. Da wimmelte es von fustanellatragenden Griechen, meist recht charakteristischen Gestalten, das hochrote Fez mit der blauen Seidenquaste auf dem rabenschwarzen Haar. Mit blitzenden Augen nach allen Seiten blickend wandelten sie in eifrigem Gespräch durch die flaggengeschmückte Hauptstraße oder promenierten stolzen Schrittes auf der *Platia* vor der Kaserne. Bald nach 10 Uhr verkündeten einige dröhnende Schüsse die Ankunft des „Volksfreundes“, und der Zug bewegte sich langsam vom Bahnhof durch die Spalier bildende Menge. Lebhafteste Hochrufe empfingen den an der Spitze des Zuges zwischen seinen Getreuen schreitenden greisen Minister, der ob der ihm erwiesenen Ehrung sichtlich gerührt war. Ich betrachtete mir die ganze Scene von einem Balkone der Hauptstraße mit sehr gemischten Gefühlen, indem ich — aufrichtig gestanden — das in politischer Beziehung leider zu bewegliche und wankelmütige Volk bedauerte, das heute in Delijannis seinen „edlen Freund und Retter aus aller Not“ in den Himmel erhebt, um ihn dann wenige Monate später, wenn es sich in seinen überschwänglichen Hoffnungen getäuscht sieht, samt seinen Parteigenossen in die Hölle zu verdammen. Möge zum Heile Griechenlands der unzeitige Enthusiasmus ruhiger Besonnenheit weichen!

Uebrigens muß ich zum Lobe der Bevölkerung erwähnen, daß ich gelegentlich der Empfangsfeier, die eine Demonstration gegen das damals am Ruder befindliche Ministerium bedeutete, nirgends pöbelhafte Ausschreitungen oder brutale Roheiten bemerkte.

Nachmittags ließ ich mich durch einen Studienfreund, der für den Wahlkreis *Nauplia* kandidierte, Sr. Erzellenz dem Herrn Delijannis vorstellen, der mich in liebenswürdigster Weise empfing. Während der kurzen Unterhaltung, die sich um ganz allgemeine Dinge drehte, konnte ich die verschiedenen Gemeindevertreter der Umgebung beobachten, die erschienen waren, ihre Aufwartung zu machen und ihre Wünsche vorzutragen. Fast den ganzen übrigen Nachmittag verbrachte ich mit meinem Freunde und dessen Wählern, wobei ich manche Beobachtungen über die politische Anschauungsweise des Volkes zu machen die beste Gelegenheit fand.

III.

Schweren Herzens verließ ich die mir in kurzem liebgewordene Stadt Nauplia, deren Bewohner sich durch ein äußerst ruhiges und freundliches Wesen auszeichnen.

Die Fahrt ging in sieben Stunden über Korinth nach Athen, dem Hauptziele meiner Reise. Die interessanteste Strecke vom Isthmus nach Attika ist die sogenannte *κακή οδόλα* (= böser Steig), der Küstenpaß über die skironischen Felsen. Obschon diese Gegend, abgesehen von einigen dünnen Strandkiefern und einzelnen Agaven, keinerlei Vegetation aufweist, erfreut doch dort, wo die Bahn hoch über dem saronischen Golf unmittelbar in die rauhe Steinwand gesprengt ist, der unvergleichlich schöne Blick auf das azurblaue Meer, auf die Inseln Megina und Salamis den erstaunten Reisenden, der sich nicht sattsehen kann an dieser eigentümlichen Natur. Bald biegt der Zug nach Nordost ab, und das kleine Städtchen Megara baut sich vor uns auf, an einen Hügel sich lehrend. Dann durchschneiden wir die fruchtbare eleusinische Ebene, und schnaubend und pustend kocht das Dampfroß die kahle Paßhöhe hinan, die uns noch vom Kephissosthale trennt. Noch wenige Minuten, und ich erblickte, mich aus dem Wagen beugend, in südlicher Richtung den Parthenon, beleuchtet vom Golde der Abendsonne — ein Moment, der mir unvergeßlich bleiben wird. „Also, in Athen nach solanger Zeit des heißesten Verlangens? Ist's Traum, ist's Wirklichkeit?“ — Der Ruf des Kondukteurs erinnert mich, daß ich am Bahnhof der Peloponneslinie eingetroffen bin. Ich steige aus und fahre sofort nach dem mir empfohlenen Hotel, wo ich für nahezu drei Wochen mein Standquartier aufschlug.

Mein erster Gang galt der Akropolis. Zwar war es für heute zu spät, die ehrwürdige Stätte zu betreten; denn die Aufseher hatten eben das Beulé'sche Thor geschlossen. Ich setzte daher meine Orientierungspromenade um den Südadhang des Burgfelsens fort und bog

dann in die Amalienstraße ein, wo abends die elegante Welt von Athen sich trifft.

Es ist etwas Eigenartiges und Spannendes, so ein erstmaliger Rundgang in einer fremden Stadt. Man erkennt dabei so recht, wie die Phantasie dem Menschen mitspielt, wie man trotz Abbildungen, Plänen und Beschreibungen sich täuscht, und wie weit oft das eigene Urteil von dem anderer Reisenden abweicht. Es ging mir hier genau so, wie vor Jahren in der ewigen Roma. Nicht alles entsprach meiner Vorstellung, vieles aber übertraf in der That selbst die kühnsten Erwartungen, die ich von der jungen Hauptstadt gehegt.

Während ich diese Zeilen aus der Erinnerung und den knappen Notizen meines Reisetagebuchs niederschreibe, habe ich das im Jahre 1841 von Ferdinand Stademann an Ort und Stelle aufgenommene Panorama vor mir liegen. Welch' ein Fortschritt in der kurzen Spanne Zeit von 50 Jahren! Wenige, unregelmäßig gebaute Häuser mit halbzerfallenem Gemäuer, über das üppig strotzende Feigenbäume ein schützend Dach breiten, sehen wir da an der Stelle, wo jetzt prächtige, geradlinige Straßen sich kreuzen, wo die neue Piräusbahn unterirdisch läuft, die Trambahn nach allen Richtungen verkehrt. Gewiß ein erfreulich rascher Aufschwung! Wer von Athen etwas Auffälliges, orientalisch Apartes erwartet, fühlt sich enttäuscht. Neu-Athen trägt, abgesehen von dem am Nordhang der Akropolis liegenden ältesten Stadtviertel Psiri, vollkommen den Charakter einer modernen europäischen Residenz. Der erste Eindruck, den es auf den Besucher macht, ist ein äußerst günstiger. Die neuen Stadtteile mit ihren breiten Straßen, den prächtigen, fast durchwegs im antiken Stil gehaltenen Marmorbauten, die hübschen Gärten vor und zwischen den villenartigen Häusern überraschen uns angenehm und erfreuen unser Auge. Nur einen Nachteil hat die Stadt und das ist der feine Staub, der, von dem immer wehenden Winde aufgewirbelt, den hieran nicht gewöhnten Fremden anfangs arg belästigt.

Während ich ganz meinen Gedanken mich überlassend dahinschritt, war die Dunkelheit hereingebrochen und zahlreiche Gasflammen und elektrische Bogenlampen erleuchteten Straßen und Plätze tageshell. Schon dachte ich, nach meinem Gasthof am „Eintrachtsplatz“ zurückzukehren, als ich plötzlich wenige Schritte vor mir eine mir wohlbekannte Stimme vernahm. Ich folgte also den vor mir herpromenierenden Herren auf dem Fuße und trat unter dem hellen Schein des nächsten Kandelabers an die beiden heran. Ich hatte mich nicht ge-

täuscht; ein Blick — und auch mein Freund hatte mich erkannt. Nach gerade achtzehnjähriger Trennung traf ich hier meinen ersten und besten griechischen Freund, von dem ich die erste Anregung und Anleitung zum Studium des Neugriechischen erhalten. Diese unerwartete „*ἀναγνώρισις*“ ward dem auch noch am gleichen Abend gebührend gefeiert.

Meinen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Athen benützte ich, abgesehen von größeren Tagesausflügen ins attische Gebiet, auf die ich noch zurückkommen werde, teils zum Studium der Museen, der Besichtigung der verschiedenen Prachtbauten, Lehranstalten u. s. w., teils zu dem täglich wiederholten Besuche der großartigen Reste der antiken Theseusstadt. Man wird es mir erlassen, die stolzen Ruinen der Meisterwerke eines Kallikrates, Mnesikles und Iktinos zu schildern. Kennt ja doch jeder Schüler aus Abbildungen und Rekonstruktionen jene Wunder altgriechischer Architektur, die noch jetzt unser Staunen und unsere Bewunderung hervorrufen. Fast jeder Morgen fand mich auf der Höhe des Burgfelsens, manche Abende oben beim Denkmal des Philopappos. Welch genußreiche Stunden verlebte ich dort oben einsam, fern vom Getriebe der lebhaften Stadt! Welche Pracht, wenn bei sinkender Sonne der Hymettus im herrlichsten Rosenrot erglänzt, das allmählig ins dunkle Violett übergeht, wenn der Vollmond heraufsteigt und sein Silberlicht über Stadt und Ebene ergießt! Geisterhaft leuchten dann des Parthenon weiße Säulen herüber, es glitzert im Süden die zitternde Flut der Phaleronbucht, während die tiefen Schatten des Delwaldes und die Gärten am Kephissos sich scharf abheben von den breiten Flächen des reizenden Thales. Das waren meine „*noctes Atticae*“; sie werden mir unauslöschlich im Gedächtnis bleiben.

Doch fort jetzt mit aller Schwärmerei, wenn sie auch noch so berechtigt erscheint und zurück zur realen, praktischen Welt!

Von den Bildungsanstalten Athens ist wohl eine der merkwürdigsten die *σχολή τῶν ἀπόρων παιδῶν* (Schule der armen Knaben), welche in hochherziger, echt patriotischer Weise von den opferfreudigen Mitgliedern der Gesellschaft „Parnassos“ gegründet wurde und erhalten wird. Bei Gelegenheit eines abendlichen Besuches im Vereinshaus der Gesellschaft, welches außer den geräumigen und nach neuestem Muster eingerichteten Schullokalitäten, auch verschiedene Lesezimmer, eine reichhaltige Bibliothek, sowie einen Konzert- und Vortragsaal enthält, wohnte ich auch dem Unterrichte der armen „Eustri“ bei, die tagsüber als Schuhputzer und Zeitungsverkäufer lautrufend durch die Straßen ziehen oder als Marktbuben den Käufern sich als Träger

empfehlen. Ich muß gestehen, der Lerneifer dieser Knaben, die schon früh auf eigenen Füßen stehen und des Lebens herben Ernst gar oft an sich erfahren mögen, ist staunenswert und könnte gar manchem unserer jungen Leute zum Muster dienen. Geradezu rührend war die Antwort, die ich von einem kleinen Jungen erhielt, als ich ihn fragte, was er an der Wasserleitung vor dem Schulzimmer sich zu schaffen mache. „*Nígrouai líyázi và μὴ vvorázō*“ (= ich wasche mich ein wenig ab, um nicht schläfrig zu werden) sagte mir der fleißige Bursche, der trotz seiner Müdigkeit durchaus dem Unterrichte folgen wollte. Daß ich unter solchen Umständen mit hoher Befriedigung und den besten Segenswünschen diese Stätte wahrer Humanität verließ, wird jedermann begreiflich finden.

Eine nicht minder segensreiche Anstalt, wenn auch ganz anderen Genres, ist das sogenannte „*ἐργαστήριον τῶν ἀπόρων γυναικῶν*“, eine Arbeitsschule und Arbeitsstätte bedürftiger Frauen und Mädchen. Außerordentlich hübsche Stickereien, prächtige Seidenstoffe, so fein wie Spinnweben, farbenreiche Teppiche, kurz alle möglichen weiblichen Handarbeiten werden hier unter der Aufsicht einiger dirigierender Damen von unermüdeten Händen gefertigt und in einem eigenen Lokale zum Verkaufe ausgestellt. Dabei herrscht solche musterhafte Ruhe und Ordnung in den luftigen Räumen des ziemlich ausgedehnten Gebäudes, daß man sich eher in eine Kirche versetzt glaubt, statt an einen Ort, wo zahlreiche südländische Frauen und Mädchen nebeneinander leben und schaffen.

Ehe ich auf Athens Umgebung übergehe, muß ich mit wenigen Worten noch der prachtvollen modernen Monumentalbauten gedenken, die patriotische Opferwilligkeit geschaffen. Es sind dies vor allem die Akademie der Wissenschaften, die Universität, die neue der Vollendung nahe Staatsbibliothek, das Polytechnikum und das Nationalmuseum mit der berühmten Antikensammlung und den Schliemannfunden von Mykenä.

An diese architektonischen Prunkstücke aus pentelischem Marmor schließen sich die geschmackvollen Villen der äußeren nördlichen Stadtteile an, während die eigentlichen Verkehrsadern der inneren Stadt, die Hermes-, Aeolus- und Athenestraße zwar ihrem Zweck entsprechende, einfachere Gebäude aufweisen, aber mit ihren zahlreichen Läden und Verkaufslokalen ein deutliches Zeugnis von dem regen geschäftlichen Leben der Stadt ablegen.

Dieses mächtig rasche Emporblühen verdankt Athen nicht zum mindesten seinem vorzüglichen Hafen. Schon am zweiten Tage meines Aufenthaltes besuchte ich in Begleitung meines Freundes die gleichsam aus dem Boden hervorgezauberte Hafenstadt Piräus. Von der flachen Bucht des Phaleron aus, wo an den heißen Sommerabenden nach kühlendem Seebad die elegante Welt sich vergnügt, gingen wir der Küste entlang am Hafen Munychia (πόρτο Φανάρι) vorbei, durch das Villenviertel zum Hafen Zea (Παρολιμῆνι) und von dort durch die neue Stadt an den Hafen Piräus, wo Schiffskolosse aller Nationen meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Eine starke Verschiedenheit der Bevölkerung fiel mir hier sofort auf. Alles läuft auf den Straßen, jeder geht ohne sich umzusehen seinen Geschäften nach, kurz eine an amerikanisches Leben erinnernde fieberhafte Thätigkeit scheint hier zu herrschen. In der That ist auch die Industrie in erfreulichem Aufschwung begriffen. Nördlich vom Hafen befinden sich zwei großartige Maschinenfabriken, deren eine ich unter der lebenswürdigen Führung des Besitzers Herrn Basiliades genau besichtigte. Die beiden Etablissements stellen außer landwirtschaftlichen Geräten und Maschinen, die jetzt auch in Griechenland schon vielfach zur Verwendung kommen, hauptsächlich Kessel und Maschinen für die Dampfer her und beschäftigen ein Heer von Arbeitern.

Zu den für mich wichtigsten Exkursionen, welche ich von Athen aus machte, gehört unstreitig die nach Eleusis. Nachdem ich zuvor schon allein mich auf dem durch die griechische archäologische Gesellschaft unter der umsichtigen Leitung des Herrn Dr. Philios freigelegten heiligen Bezirke orientiert und das dortige kleine Museum besichtigt hatte, fuhr ich mit einer größeren Anzahl von Archäologen auf die gütige Einladung des Herrn Professors Dr. Dörpfeld noch einmal hinaus, um dessen hochinteressanten Vortrag zu hören, der hauptsächlich die verschiedenen Veränderungen, welche der große Mysterientempel in den einzelnen Perioden erlitten, zum Gegenstande hatte. Ein im Garten der Bahnhofrestauration eingenommenes Mittagmahl, wobei ich eine Menge Kollegen fremder Nationalität kennen lernte, unterbrach für einige Stunden die archäologischen Demonstrationen, nach deren Beendigung ich mich an den Strand des Meeres zurückzog, um bis zum Abend nahe der denkwürdigen Stelle zu weilen, wo einst Themistokles den glänzenden Sieg über die persische Flotte erfocht.

Ein weiterer Ausflug, in größerer Gesellschaft guter Freunde unternommen, galt der Gegend von Dekelea. Zwar bietet dieselbe kein

archäologisches Interesse, denn von dem einst strategisch wichtigen Punkte ist nichts mehr vorhanden; um so eigenartiger aber ist der dortige Landschaftscharakter. Wir fahren mit der Bahn über Heraklion, der zu König Ottos Zeit entstandenen bayerischen Kolonie, nach Kephissia, einem reizenden Orte, der seiner schönen und luftigen Lage, sowie seines üppigen Baumwuchses wegen der Lieblingsaufenthalt aller reichen Athener geworden ist und uns mit seiner Menge geschmackvoller Villen lebhaft an ähnliche Sommerfrischorte in der Nähe europäischer Großstädte erinnert. Von hier führt die Straße nordwärts, überschreitet in einer tiefeingerissenen Thalschlucht den Hauptarm des Kephissos, um dann durch einen herrlichen Wald von Nadel- und Laubholz gegen den Parnes hin anzusteigen. Ich glaubte mich in meine nordische Heimat versetzt, so grundverschieden ist diese Vegetation von jener der attischen Ebene. Hier am Südadhang des eben erwähnten, ganz bewaldeten Parnesgebirges liegt mitten in einem ausgedehnten Parke das im russischen Stil gehaltene Sommerschloß der königlichen Familie. Eine würzige Luft umfächelt uns hier oben im Nadelwald, und reizend ist der Ausblick auf Berg und Thal.

Ehe ich von Attika scheidet, muß ich noch eines Ausfluges nach Laurion und Sunion gedenken, den ich zum Schönsten rechne von allem, was ich auf der ganzen Reise gesehen.

Ich verließ Athen mit dem ersten Frühzug. Da ich allein war, konnte ich mich ganz dem Genuß des wahrhaft wunderbaren Morgens überlassen. Erst fährt die Bahn in nördlicher Richtung und biegt dann scharf nach Südost ab, um den langgestreckten Berggrücken des honigreichen Hymettos zu umfahren. Bei der Station Chalandri, von wo aus sich eine hübsche Aussicht auf den Pentelikon mit seinen weißen Marmorbrüchen eröffnet, ist die attische Landschaft heute noch, wie im grauen Altertum weitaus am fruchtbarsten. Herrliche Obstbäume, üppige Weingärten, alte Delwälder finden sich hier in reizender Abwechslung, während man schon bei der nächsten, weiter südlich gelegenen Haltestelle Eiopessi in die von wogenden Aehren bedeckte sogenannte Mesogia d. h. die zwischen dem Hymettos und der Küste gelegene, wellige Ebene eintritt, deren große Ortschaften meist von fleißigen albanesischen Bauern bevölkert sind. Von hier aus sieht man zur linken die schöngesformten Linien der walddreichen Insel Euböa, deren Südspitze das mächtig emporsteigende Massengebirge des Ocha (hl. Elias) abschließt. Hinter Koratiá ändert sich mit einem Male der ganze Charakter der Gegend. Es verschwinden die fruchtbaren

Gelände, und an ihre Stelle treten die mit nur wenig Buschwerk bekleideten Felsen des Lauriongebirges. Kurz darauf erreicht die Bahn bei dem archäologisch nicht uninteressanten Theriko (dem altattischen Demos Thorikós) das Meer und wenige Minuten später die Endstation Laurion, wo aus den schon von den Alten ausgebeuteten Silbergruben und den riesigen Schlackenhalden infolge der verbesserten Technik unserer Zeit Blei- und Silbererze gewonnen werden. Rauch aus riesigen Schloten, Ruß und Staub, kein Grashalm weit und breit — das ist Laurion. Nichtsdestoweniger zählt der Ort bei 6000 Einwohner, natürlich meistens Bergleute und Arbeiter in den großartigen Schmelzwerken.

Ich verspürte wenig Lust, mich lange aufzuhalten, sondern brach alsbald nach dem Mittagessen auf, um das 7 km entfernte Vorgebirge Sunion aufzusuchen. Ein Wagen brachte mich rasch aus dem Bereiche der schwarzqualmenden Rauchwolken, und auf holperigem Sträßchen bald nahe dem Strande, Makronisi gegenüber, bald auf felsigem Hang ging es vorwärts, bis mir von weitem die weißglänzenden Säulen des Athenetempels zuwinkten. Noch eine kurze Strecke — dann hielten die dampfenden Rösser im Schatten eines niedrigen Gebäudes. An einer kleinen Meereseinbuchtung vorübereilend erklimmte ich sofort die steile Höhe von Sunion, das Säulenkap (*κάβο Κολώννης*), wie es vom Volk der weithinschimmernden weißen Tempelsäulen wegen genannt wird. Da stand ich denn oben, festgebannt durch das entzückende Bild. Unendlich dehnt sich die tiefblaue See, die am Fuße des Felsens weißschäumend sich bricht, da tauchen südöstlich die marmorglänzenden Kykladeninseln empor, eine hinter der andern koulissenartig sich vorschiebend, während im Westen die gewaltigen Bergketten des Peloponnes den Horizont begrenzen. Wer je an einem heiteren, warmen Tage hier oben gestanden, dem wird dieser Eindruck unvergeßlich bleiben, und er wird selbst in der Erinnerung noch geblendet sein von der immensen Fülle des über Meer und Eilande ausgegossenen flimmernden Lichtes.

Ich brauchte geraume Zeit, mich wieder zu sammeln und meine Aufmerksamkeit dem aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. stammenden Athenetempel zuzuwenden, der einstmals den siegreich heimkehrenden athenischen Flotten seinen Gruß zuwinkte. Neun Säulen, einen Teil des Architravs tragend, stehen noch aufrecht und zeigen, obgleich infolge der feuchten Seeluft arg verwittert, noch das blendende Weiß des laurischen Marmors.

Nochmals vertiefte ich mich in das göttliche Panorama, dann aber mußte ich mich losreißen, um mit dem Abendzug noch die Stadt der Pallas wieder zu erreichen.

Nur zu schnell verflogen die letzten Tage meines Aufenthaltes in Athen. Mein Paß mußte von den verschiedenen Konsulaten validiert, Abschiedsbesuche mußten gemacht werden, kurz es gab noch manches zu ordnen, ehe ich an die Abfahrt denken konnte. Nachdem ich noch einmal alle denkwürdigen antiken Stätten aufgesucht und von der Höhe des Eufabetoskegels, der mächtig über die Stadt hereinragt, die nächste Umgebung betrachtet, beschloß ich, mit dem nächsten Lloyd-Schiff nach Smyrna abjudampfen.

Hatte ich bisher herrliches Wetter, so schien sich jetzt meine Ueberfahrt durchs ägäische Meer weniger günstig gestalten zu wollen. Es hatte sich nämlich nach einem heftigen von Regengüssen begleiteten Gewitter ein rasender Nordsturm eingestellt, der die schlanken Palmen vor meinen Fenstern am Eintrachtsplatze bis in den Staub zu beugen und zu knicken drohte.

Man riet mir infolge dessen, die Abreise zu verschieben; aber da ich mir einmal in den Kopf gesetzt hatte, den Rest meines Urlaubs in Smyrna und Konstantinopel zuzubringen, ließ ich mich nicht länger halten, sondern schiffte mich, von zwei Freunden bis an Bord begleitet, ein. Ein herzlicher Abschied — und bald lichtete der „Helios“ seine Anker. Kaum hatten wir den schützenden Piräus verlassen, da machte sich der noch immer heftig brausende Sturm höchst unangenehm bemerkbar. Bald begann der Schiffskoloss zu tanzen, und noch ehe wir uns Kap Sunion bogen, war der Aufenthalt auf dem Deck des rollenden und stampfenden Dampfers äußerst ungemütlich geworden. Ich zog es vor, mich schon zeitig zur Ruhe zu begeben und sank infolge der argen Schaukelbewegungen trotz des Nachzens und Stöhnens unseres Fahrzeuges und des Geklappers nicht genügend befestigter Gegenstände bald in tiefen Schlummer, um am Morgen mit einem wüsten Kopfe zu erwachen. Als ich — erst gegen Mittag — auf Deck kam, schien der Sturm, gegen den wir anzukämpfen hatten, nur wenig nachgelassen zu haben.

Unser lebenswürdiger Kapitän, ein Dalmatiner, versicherte mir, er habe in zwanzig Jahren seiner Praxis ein ähnliches Unwetter nicht erlebt, wie in der verflossenen Nacht, als er um Tinos herumfuhr. Uebrigens hatte sich der zuvor bewölkte Himmel völlig aufgehellt und seine ruhige Heiterkeit kontrastierte seltsam mit den noch immer wild-

tosenden Wogenbergen, die ihren schäumenden Gischt fortwährend über Bord sandten — ein grandioser Anblick, der einem die Allgewalt der entfesselten Elemente so recht zum Bewußtsein bringt. — Nach kurzer Zeit kamen auch die anderen Passagiere erster Kajüte herauf, um an der frischen Luft sich zu stärken und die prächtige Aussicht auf die nördlich vor uns auftauchende Insel Chios zu genießen. Nur einer von allen Mitreisenden schien von den Strapazen der letzten Nacht unberührt geblieben zu sein. Es war ein wortfarger chiotischer Seebär, der fortwährend mit sichtlichem Behagen auf die tobende Salzflut blickte. Auf der offenen Rhede von Kastros (Chios), der Hauptstadt der reizenden „Homerideninseln“, warfen wir nachmittags für kurzen Aufenthalt Anker. Nur ein einziges Boot wagte sich heran und nahm unseren Chioten auf. Ich betrachtete mir unterdessen mit dem Feldstecher die reizend gelegene Stadt mit ihrer an Oliven- und Drangenhainen reich gesegneten Umgebung. Bald setzten wir die Fahrt fort und näherten uns bei Eintritt der Dunkelheit dem lang sich hinstretchenden Golf von Smyrna. Als ich des anderen Morgens um 5 Uhr wieder an Deck kam, lag das Schiff ruhig auf der offenen Rhede etwa 2 km von der Stadt entfernt. Der Sturm hatte sich vollkommen gelegt und auf der spiegelglatten Wasserfläche herrschte lautlose Stille, die nur dann und wann von dem Geplätscher zahlreicher Delphine unterbrochen wurde, die munter spielend unseren Dampfer umkreisten. Herrlich war der Anblick, als die hinter dem Berge Sipylus aufgehende Sonne ihre ersten Strahlen über die Stadt und den blauschimmernden Golf sandte.

Vorschriftsgemäß durften wir erst nach 6 Uhr in den durch einen langen Damm künstlich hergestellten Hafen einlaufen. Ich begab mich zunächst nach der Douane, wo bei der Gepäcksrevision ein türkischer Beamter zwar in „verschämter“, aber keineswegs mißzuverstehender Weise die Hand unter den Tisch hielt, um sein „Bakhschisch“ in Empfang zu nehmen, während mir ein anderer den Paß abnahm, welchen ich erst vor meiner Abreise wieder zurückerhalten sollte. Ich muß gestehen, daß dieses Gebahren der Zollbeamten, wie ich es hier und später in Konstantinopel beobachtete, auf uns Deutsche einen widerwärtigen Eindruck macht. Wer übrigens bedenkt, daß bei der türkischen Mißwirtschaft die Beamten oft viele Monate lang auf Auszahlung ihres kleinen Gehaltes warten müssen, der wird die Korruption der Behörden leicht begreiflich finden. Ich meinerseits war recht zufrieden, meine verschiedenen, im Koffer verborgenen Reisehandbücher,

auf die man es in der Türkei hauptsächlich abgesehen hat, so leichten Kaufs gerettet zu haben.

Nachdem ich mich in einem deutschen Gasthof (Huck) einquartiert, machte ich mich alsbald daran, eine Wanderung durch das Labyrinth von Straßen, Gassen und Gäßchen des Franken-, Griechen- und Armenier-Viertels anzutreten, was man nur mit ordentlichen Sprachkenntnissen ausgestattet wagen kann. So kam ich nach und nach bis ans Ostende der Stadt zur sogenannten Karawanenbrücke und den mohammedanischen Friedhöfen mit ihren dunklen Cypressenhainen.

Ist der Charakter der Stadt am Meeresquai ein völlig europäischer, so daß man kaum an Asien denkt, so fühlt man sich hier außen ganz in das Morgenland versetzt. Lange Züge schwerbelasteter Kamele, geführt von einem gravitatisch voranschreitenden Esel, passieren das Melesflüßchen und vermitteln den Verkehr der lebhaften Seestadt mit dem Hinterlande. Lange verweilte ich an der altertümlichen Brücke, um mir die verschiedenen Typen der Kameltreiber und Handelsleute zu betrachten, ja selbst das Innere einer echt orientalischen Karawanenserai besah ich mir trotz der mißtrauischen Blicke der im Hofe kauern den Türken. Dann stieg ich den Berg Pagos hinan, dessen Gipfel von den Ruinen einer genuesischen Citadelle gekrönt ist und eine herrliche Aussicht auf die reizende Umgebung bietet, und kehrte durch das Juden- und Türkenviertel, in dem sich die hochinteressanten Bazare befinden, nach meinem Gasthof zurück, um einmal das türkische Geld recht gründlich zu studieren; denn wer in Smyrna in dieser Beziehung nicht acht gibt, ist, ehe er sich umsieht, verraten und verkauft.

Den ziemlich heißen Nachmittag verwandte ich dazu, in Gesellschaft eines mir bekannten Herrn, den ich nach Tisch aufgesucht, die schönen Räumlichkeiten des griechischen Lesevereines (*Λέσχης*) zu besichtigen, wo ich fast alle größeren europäischen Journale aufliegen fand, sowie das griechische Hospital und Irrenhaus zu besuchen, deren innere Einrichtung und peinliche Sauberkeit einen vorzüglichen Eindruck machen.

Da es gerade Karfreitag war, wurde in der mit besagten Anstalten verbundenen Kirche das sogenannte „*επιτάφιος χορός*“ mit darauffolgender feierlicher Prozession abgehalten, während sich in einem an das Gotteshaus anstoßenden großen Empfangszimmer der Verwaltungsrat und verschiedene Honoratioren der griechischen Gesellschaft Smyrnas mit ihren Damen eingefunden hatten. Ich benutzte die Gelegenheit, den vielgerühmten klassischen Typus der Smyrnäerinnen zu beobachten, bei denen ich nicht wußte, sollte ich mehr ihr antikes Profil

und ihre natürliche Anmut oder ihre Lebhaftigkeit und ihr gesellschaftliches Talent bewundern.

Mittlerweile war es nahezu Abend geworden, und ich wollte nachhause eilen; doch da gab es kein Entrinnen mehr. Gärten und Hofräume, Säulengänge und Krankensäle waren von einer ungeheuren, sich drängenden Menschenmenge besetzt, die auf die Prozession wartete und ein Durchkommen ganz unmöglich machte. Willenlos ließ ich mir auch eine brennende Kerze in die Hand drücken, und so mußte ich, von den griechischen Konsulatsbeamten begleitet, nolens volens den Umzug durch sämtliche Räume des weitausgedehnten Krankenhauses mitmachen — oder besser ausgedrückt — mich fortschieben lassen. Aufrichtig gestanden, war mir zwischen den zahllosen tropfenden Wachskerzen viel unbehaglicher, als auf sturmbewegter See, und in dem schwülen Gedränge perlte mir der Schweiß in hellen Tropfen von der Stirne.

Ein eigentümliches — fast möchte ich sagen — unheimliches Bild bot sich, als die Prozession sich langsam durch die Krankensäle bewegte, wo schmerzverzerrte Gesichter wie geistesabwesend nach dem sogenannten „Kubiklion“ starteten, das dem segnenden Priester vorangetragen wurde, während andere in Thränen aufgelöst auf ihren Lagerstätten beteten und sich unablässig bekreuzten.

Auf meine Frage, warum man denn den armen Kranken eine solch seelenerschütternde Aufregung bereite, wurde mir die Antwort, die Leute wollten dies selbst so haben, und es gäbe einen förmlichen Aufruhr, wollte man diese „Prozession“ nicht mehr durch das Spital ziehen lassen.

Kopfschüttelnd und resigniert ließ ich mich weiterschieben, als plötzlich eine Anzahl Schiffer in der brutalsten Weise sich Bahn brechend vordrangen, um die auf dem Kubiklion (cubiculum) befindlichen brennenden Kerzen herabzureißen, deren Wachs nach ihrer Meinung sie aus allen Nöten und Gefahren der See zu retten vermag. Ein Geräusch entstand und erleichterte den bei solchen Gelegenheiten stets lauerten Langfingern ihr häßliches Handwerk. So wurde, um nur eines anzuführen, einem neben mir schreitenden Konsulatsbeamten eine wertvolle goldene Uhr nebst Kette weggerissen, ohne daß man von dem Gauner eine Spur hätte entdecken können.

Endlich war die kirchliche Zeremonie zu Ende, und aufatmend trat ich aus dem beklemmenden Gewühle ins freie, um nach meinem Gasthof zurückzukehren.

Am nächsten Morgen machte ich mit dem ersten Frühzuge einen Ausflug nach Ephesos, wobei mich ein liebenswürdiger Landsmann aus Frankfurt begleitete, den ich schon auf der Ueberfahrt kennen gelernt hatte.

Die von einer englischen Gesellschaft gebaute Bahn, die jetzt bereits bis Tschivril und Diner ins Innere fortgesetzt ist, läuft anfangs zwischen malerischen Gärten das Melesthal hinauf, bis sich auf der Höhe der Wasserscheide am Flüßchen Gümüldür ein prächtiger Blick auf den gewaltigen Gebirgsstock des Vos Dagh (Tmolos) im Osten und auf die blauen Berge der Insel Samos im Südwesten eröffnet. Bei Station Turbali, wo mir kaum mit den nötigsten Kleidungsstücken versehene Neger und zerlumpfte, von Schmutz starrende Zigeuner auffielen, die, den Zug entlang laufend, die Reisenden durch Betteln belästigten, sperrt der Maman Dagh die Aussicht gegen Westen und das Dampfroß führt uns durch einen langen Engpaß, das Thal des Kaystros, hinab nach der 77 km von Smyrna entfernten Station Ujasoluk (*Άγιος Γεώργιος*), die in der sumpfigen, fieberschwangeren Niederung liegt. Hier verließen wir die Bahn, um nach den Ruinen des alten Ephesos zu reiten.

Ganz nahe der Station befindet sich das aus elenden Hütten bestehende Dorf Ujasoluk am Fuße eines von mittelalterlichen Burgruinen gekrönten Hügels. Ein römischer Aquädukt, auf dem sich eine Unmasse von Störchen angesiedelt hat, und eine Reihe zerfallener kleiner Moscheen mit ihren Minarets verleihen der Gegend ein eigentümliches Gepräge. Etwas weiter westlich am Abhang des eben erwähnten Burgberges liegt die Stätte, wo einst der Wunderbau des Artemisions sich erhob, während in unmittelbarer Nachbarschaft die aus antikem Material erbaute Selim-Moschee, ein wahres Schmuckkästchen arabisch-türkischer Architektur, noch ziemlich gut erhalten ist. In südwestlicher Richtung weiterreitend, gelangten wir zu dem doppelgipfeligen, mit Busch- und Strauchwerk üppig überwucherten Berge Pion, an dessen West- und Südfuß sich die gewaltigen Reste antiker Bauten lehnen, und von wo man die Ebene des Kaystros und den alten Hafen überblickt.

Es würde zu weit führen, hier die einzelnen mächtigen, aber auch arg zerstörten Ruinen der meist aus griechisch-römischer Periode stammenden Bauten durchzugehen, deren oberflächliche Besichtigung schon geraume Zeit erfordert. Nur der Landschaft als solcher sei noch mit ein paar Worten gedacht.

Ein über 1000 m hoher Gebirgszug, Samsun Dagh, der ins bekannte Vorgebirge Mykale ausläuft, setzt die südlich von Ephesos gelegenen Höhen fort, während der schon oben erwähnte Maman Dagh (Gallefos) bei dem alten Notion ans Meer herantritt und die nur wenige Kilometer breite Ebene nördlich abschließt.

Gerne hätte ich noch die kurze Strecke nach Magnesia am Mäander und Aidin, dem alten Tralles, zurückgelegt, aber der Gedanke an den immer mehr schwindenden Urlaub und die Gelegenheit, noch am selben Abend einen nach Konstantinopel bestimmten österreichischen Lloydampfer zu erreichen, veranlaßten mich zur Umkehr. Gegen Abend erreichte ich Smyrna wieder und eine Stunde später befand ich mich bereits auf dem „Ettore“, der, von Alexandrien und Beirut kommend, eine große Anzahl Passagiere, namentlich viele nach Stambul heimkehrende Meßkapilger an Bord hatte.

IV.

Bei Sonnenuntergang verließ der „Ettore“ den Hafen. Der Abend war köstlich mild. Die den herrlichen Golf umrahmenden Berge glänzten im letzten rosigen Schimmer des scheidenden Tages. Lange stand ich, den Blick nach der mehr und mehr verschwindenden Stadt gewandt; dann aber befah ich mir vor allem die zusammengewürfelte orientalische Gesellschaft der Deckpassagiere, die von dem europäischen Publikum auf dem Hinterdeck gleich einer Schafherde durch eine Art von Zaun geschieden waren, den sie nicht überschreiten durften. Da winnelte es denn von bunten Kostümen, von weißen und grünen Turbans und hohen kegelförmigen Filzmützen der Derwische. Türken, Armenier, Araber und einzelne Neger, tief verschleierte Weiber mit ihren weiten seidenen Mänteln, kreischende Kinder, in vielfarbige Lumpen gehüllt, alle ohne Ausnahme eine ziemlich schmierige Menge, das waren die Reisenden auf Deck, die sich, so gut es eben ging, zwischen Kisten und Koffern, Warenballen und Bordwand häuslich einrichteten und die Geheimnisse ihrer improvisierten Wohnungen mit abgeschossenen, einst wohl farbenprächtigen Teppichen, verhüllten. Da kauern apathisch aussehende Türken, ihren Tschibuk rauchend, dort werfen sich andere anscheinend voll Inbrunst auf ihren Teppich und beten mit rückwärts erhobenen Händen, das Gesicht nach Südosten gewendet.

Aber auch die „bessere“ Gesellschaft der ersten und zweiten Kajüte war wenigstens den Nationalitäten nach sehr „gemischt“. Ich bemerkte Deutsch-Oesterreicher, Franzosen, Engländer, Griechen, unter allen aber fiel mir ein ehrwürdig aussehender, greiser armenischer Bischof auf, der von vier türkischen Offizieren zu einem Verhör nach Konstantinopel eskortiert wurde. Bald lernte ich auch einen sehr angenehmen Reisegefährten kennen in der Person des Direktors der theologischen Schule zu Budja, dem reizenden Sommerfrischorte der reichen Smyrnäer. Der lebenswürdige und humorvolle Herr, ein ge-

borner Tiroler, imponierte mir durch die große Gewandtheit, mit welcher er eine ganze Reihe fremder Sprachen beherrschte. Da wir das gleiche Reiseziel hatten, fanden wir uns schnell zusammen und verbrachten die Abendstunden bis zur Nachtruhe in der heitersten Weise.

Noch war ich nicht allzulange eingeschlummert, da weckte mich das Gerassel der Ankerwinde und das Gepolter des Dampfkranens. Es war 1 Uhr nachts. Trotz des fortdauernden Lärmes schlief ich bald wieder ein. Als ich früh morgens auf Deck kam, ward ich durch einen wahrhaft entzückenden Anblick überrascht. Wir lagen noch im Hafen von Mytilini (Mytilene), das von mächtigen Befestigungswerken einer genuesischen Citadelle überragt wird. Die eben aufgehende Sonne vergoldete mit ihren ersten Strahlen die bewaldeten Bergeshöhen der olivenreichen Insel Lesbos, während die Gebirgslinien des anatolischen Küstenlandes sich scharf von dem klaren, tiefblauen Morgenhimmel abhoben. Ein frischer Ostwind kräuselte die hier grünlich schillernde Flut und kühlte mir die von der dumpfen Kajütenluft eingenommene Stirne — kurz es war ein Ostermorgen, wie ich schöner noch keinen erlebt hatte. Eine feierliche Stimmung herrschte an Bord, und allenthalben ertönte der bei den Christen des Orients gebräuchliche Ostergruß *Χριστός ἀνέστη* („Christ ist erstanden“). Ein prächtiger, genußreicher Tag folgte dem herrlichen Morgen. Leider war es mir nicht vergönnt, ans Land zu gehen und die Stadt auch von Innen in Augenschein zu nehmen; denn der Kapitän erklärte, er werde, sobald die Ladung gelöscht sei, weiterdampfen, und wirklich setzten wir auch gegen 8 Uhr die Fahrt fort. Rasch fuhren wir am Golf von Edremid vorüber; dann richtete sich unser Kurs nordwärts, und nachdem wir mittags die schmale Durchfahrt zwischen der flachen Insel Tenedos und der Küste von Troas, dem gewaltigen, schneebedeckten Ida im Hintergrunde passiert und noch einen Blick nördlich auf Imbros geworfen, bogen wir um Kap Jenischehr (Sigeion) in die Dardanellenstraße ein, deren schmalste Stelle bei Sestos 1550 m breit ist. Rechts begleitet uns kurze Zeit die fruchtbare Ebene des Stamander, während das europäische Ufer größtenteils ganz reizlos ist. Vor der Hauptstation der Dardanellen, Kanak-Kaleffi, hielt der Dampfer etwa eine kleine Stunde, um die Pässe abzugeben. Gewaltige Kanonenrohre, Krupp'sche Riesengeschütze, verteidigen zu beiden Seiten die scheinbar unpassierbare Meerenge. Ob sie in Wirklichkeit so sehr zu fürchten wären? Wer weiß es? Bald steuern wir an der Mündung des „Ziegenflusses“ vorüber, wo einst Xysander die athenische Flotte ver-

nichtet hatte, und lassen dann vor der „hölzernen“ Stadt Gallipoli, dem alten Kallipolis, abermals die Anker fallen. Da überwölkt sich der Himmel, ein unangenehmer rauher Wind bläst vom Marmarameer herüber und zwingt uns bei Eintritt der Dunkelheit den Saal aufzusuchen. Meine Hoffnung, Konstantinopel bei Sonnenschein zu erreichen, sank mehr und mehr. In der That verhüllte, als ich am nächsten Morgen schon um 5 Uhr aufs Verdeck kam, ein grauer Nebel fast alle Aussicht, aber der Himmel zeigte sich doch gnädiger, als ich erwartet hatte. Gegen 6 Uhr lichtete sich die graue Schicht und vor uns lagen allerdings noch in weiter Entfernung und nur verschwommen die hochgelegenen Teile von Stambul. Je mehr wir uns näherten, desto deutlicher traten die einzelnen Partien der „Siebenhügelstadt“ an „goldenen Horn“ hervor. Zunächst bemerken wir die Burg der sieben Türme, dann erscheinen, von der Morgensonne beschienen, die vielen Kuppeln und hochstrebenden schlanken Minarets; in der Mitte thront auf der Höhe die gewaltige Mohammed-Moschee, der Seraskieratturm, die Ahmed-Moschee und, zum Teil von den mächtigen, vorliegenden Regierungsgebäuden verdeckt, die herrliche Agia Sophia, während auf der asiatischen Seite die weißen Häuser von Kadiköi (Chalkedon) und Skutari (Chrysopolis) sich scharf von den dahinterliegenden schwarzgrünen Cypressenwäldern der türkischen Friedhöfe abheben. Kaum hat der Dampfer die mit Gärten bedeckte Landspitze des alten Serai umfahren, da eröffnet sich mit einem Male die Aussicht auf die tief ins Land einschneidende Bucht des „goldenen Horns“, sowie auf das Häusergewirr der steil ansteigenden Vorstädte Pera und Galata, auf den prächtigen Dolma-Bagdtsche Palast und einen Teil des Bosporus mit seinen reizenden Ufern.

Noch hatte der „Ettore“, von einem kleineren Hafendampfer ins Schlepptau genommen und ins „goldene Horn“ bugsiert, nicht Anker geworfen, da wurde er schon umschwärmt von einer Masse von Kaiks, in denen zahlreiche Gepäckträger, Hoteldiener, Kommissionäre und Dragomane heranruderten, die schon von unten laut schreiend ihre Dienste anboten und ihre Beute suchten. Ich wartete, bis alles ausgestiegen war und, nachdem ich mich noch von meinem lebenswürdigen Reisegefährten herzlich verabschiedet, ließ ich mich nach dem Zollhaus rudern. Mein Paß wurde richtig befunden, und ein kleines Bakhschisch von etwa 8 Piaßtern überhob mich auch hier der lästigen Zollrevision. Ein griechischer Kutscher, den ich hinter der Douane vorfand, brachte mich nach meinem Hotel in der „großen Perastraße.“

Es wäre mir, ohne die einem Programm gegönnten räumlichen Grenzen ungebührlich zu überschreiten, selbstverständlich ganz unmöglich, eine auch nur annähernd erschöpfende Schilderung von dem zu geben, was ich in der Woche meines Aufenthaltes in der merkwürdigen Stadt Konstantins des Großen alles gesehen, welche Eindrücke das Volk auf mich gemacht, welche schöne Erinnerungen die Ausflüge in die anmutige Umgebung des alten Byzanz in mir zurückgelassen. Ich will daher am Schlusse dieser meiner kurzen Reisskizzen nur einzelne Partien herausgreifen, die von allgemeinerem Interesse sein dürften.

Der beste Orientierungspunkt über das unendliche Häusermeer Stambuls und seiner Vorstädte ist unstreitig der im 14. Jahrhundert erbaute Galaturm. Von der Galerie desselben, die etwa 150 m über dem Wasserspiegel liegt, schweift der Blick über die zahllosen, glänzenden Kuppeln und dünnen Minarets Stambuls hinüber bis zu den Prinzeninseln im Marmara-Meere und zu der bithynischen Bergkette, aus welcher das gewaltige schneebedeckte Haupt des asiatischen Olymp hervorragt, während der Beschauer zu seinen Füßen das lebhafte Getriebe der lärmenden Vorstädte Pera und Galata, die zu jeder Stunde des Tages von dichten Menschenmassen begangenen Brücken über das „goldene Horn“ und den Mastenwald von Schiffen aller Nationen beobachtet. Welcher Genuß es ist, hier oben zu stehen, wenn das helle Sonnenlicht alles überflutet, kann nur der begreifen, der ihn durchgekostet hat! Stundenlang kann man sich versenken in diesen Rundblick, immer und immer wieder die Galerie umschreitend.

Freilich steht mit diesem feenhaften Bilde, welches uns das Aeußere der Osmanenhauptstadt bietet, das enge, schmutzige Innere, in welchem die vielen Tausende der herrenlosen Hunde als einzige Reinlichkeitspolizei fungieren, im kräftigsten Gegensatz. Wer gut zu Fuß ist, thut wohl daran, trotz der weiten Entfernungen, die man bei einer gründlichen Durchwanderung Stambuls zurückzulegen hat, möglichst selten einen Wagen zu benützen; denn bei den wahrhaft entsetzlichen Weg- und Pflasterverhältnissen ist es ein sehr minderwertiges Vergnügen, sich auf trockenem Lande die Seekrankheit zu holen.

Das großartigste und weitaus interessanteste Schauspiel gewahren wir auf der 450 m langen neuen Brücke (Sultan Valide Brücke), die trotz des Solles von 1 Metallik (= 10 Para oder 5 Reichspfennige) für den Fußgänger den ganzen Tag hindurch von Menschen überfüllt ist. Hier trifft man Angehörige aller Nationen Europas und

Vorderasiens, und auch Afrika stellt in zahlreichen Negerflaven sein Kontingent. Abgesehen von vielen Westeuropäern sieht man hier Türken und Armenier, Griechen und Levantiner, Spaniolen, Tscherkessen, Araber, Kurden und Perser in den buntesten, abenteuerlichsten Trachten und Kostümen, die je nach Nation und Stand verschieden sind. Hier steht ein zerlumpter Bettler um eine kleine Gabe, dort jagt ein vornehmer Pascha in eleganter Karrosse vorüber; ernst und würdevoll schreitet da ein Scheikh im langen Kaftan und mit dem grünen Turban, dem Erkennungszeichen des Meffkapilgers, auf dem Haupte, während keuchend unter der schweren Bürde türkische Hamals (Lastträger) sich im Gedränge vorwärts schieben. Dort fahren tiefverschleierte Haremsdamen in geschlossenem Wagen, von einem reitenden schwarzen Eunuchen begleitet, der jeden Neugierigen mit seiner Reitpeitsche bedroht. Auch eine halb ekle, halb komische Szene bemerkte ich. Vier türkische Weiber, der niederen Plebs angehörig, waren in Streit geraten und fuhren einander mit ihren safrangefärbten langen Nägeln ins verschleierte Gesicht wie raufende Katzen. Ich konnte mich nicht enthalten, den freischendenden Megären ein spöttisches Bravo! zuzurufen, das sie übrigens trotz seines internationalen Gebrauches nicht zu verstehen schienen.

Als ich die Brücke von Galata nach Stambul überschritten hatte, stand ich alsbald vor dem Kolossalbau der Sultan-Valide-Moschee, die einen imposanten Eindruck macht. Ich eilte weiter durch den äußeren Gartenhof des Serai zu den Gebäuden des Antiquitätenmuseums, welches durch die umsichtige und unermüdliche Thätigkeit seines Direktors, Hamdi Bey, dem die Erwerbung der 1887 bei Saida (dem phönikischen Sidon) aufgefundenen Sarkophag gelang, geradezu einen Weltruf erlangt hat. Der schönste unter den erwähnten Sarkophagen, ein wahres Wunderwerk hellenischer Plastik, ist der sogenannte Alexandersarkophag. Sein Anblick allein — so kann man fühlend behaupten — verlohnt eine Reise nach Konstantinopel. Wirkt schon der Reichtum der architektonischen Ornamentik geradezu überraschend auf unser Auge, so fesselt uns die Betrachtung der herrlichen Reliefs, deren zarte Farbenpracht wunderbar erhalten ist, in unwiderstehlicher Weise. Die dramatisch belebten Darstellungen der Seitenwände beziehen sich auf das Leben und die Thaten Alexanders des Großen. Wir staunen über die meisterhaft ausgeführten Details namentlich bei der Schlacht zwischen Griechen und Persern, aber auch die lebhaften Jagdszenen bieten eine reiche Fülle der wundervollsten Einzelheiten.

Ich konnte mich kaum satt sehen an dieser Schöpfung echt hellenischer Kunst und ließ lieber manches andere unbeachtet.

Vom Museum führte mein Weg am reizenden Ahmedbrunnen vorüber zur Agia Sophia, dem erhabensten Werke byzantinischer Architektur, das über neun Jahrhunderte lang christliche Kirche war und nach der Einnahme von Konstantinopel das Nationalheiligtum der Türken und Muster aller ihrer Moscheen ward.

Mit den üblichen Pantoffeln versehen, ohne die man ein mohammedanisches Gotteshaus nicht betreten darf, ging ich von der geräumigen Vorhalle ins Innere. Der vielgegliederte und doch so harmonische Bau der griechischen Architekten Anthemios und Isidoros übt einen überwältigenden Eindruck aus, ist aber leider durch die Uebertünchung der Mosaiken und die großen grünen Scheiben mit türkischen Schriftzeichen in barbarisch geschmackloser Weise verunziert.

Von der Agia Sophia wandte ich mich dem Hippodrom zu, wo zwischen den Obelisken des Theodosius und Konstantin Porphyrogenetos die interessante eiserne Schlangensäule steht, die einst den von den Griechen nach der Schlacht bei Plataä zu Delphi gestifteten goldenen Dreifuß trug.

Weiter wandernd besuchte ich die Ahmed- und die herrliche Bajasid-Moschee, in deren von Cypressen und Platanen beschatteten Vorhof sich ein schönes Brunnenhaus erhebt. Die Menge zahmer Tauben, die hier nach dem Willen des Sultan Bajasid gefüttert werden, erinnerte mich an die bekannte Fütterung dieser niedlichen Geschöpfe auf dem Markusplatze in Venedig, wogegen das bunte Getriebe im Hofe, die Geldwechsler und Krämer, die öffentlichen Schreiber, von ihren Kunden umdrängt, ein äußerst malerisches Bild orientalischen Lebens gewährte. Ueber den weiten und hochgelegenen Platz des Kriegsministeriums, auf dem der gewaltige Seraskieratturm in die Lüfte starrt, gelangte ich zur prachtvollen Suleimanje-Moschee, deren innere Wandflächen teils mit farbigem Marmor, teils mit Fayenceplatten ausgelegt und deren Fenster mit wunderbaren Glasmalereien versehen sind.

Auch den Aquädukt des Valens und die Mohammed-Moschee besichtigte ich, desgleichen das in einem elenden Winkel zwischen armenigen Holzhütten verborgene, angebliche Grab des heldenhaften Kaisers Konstantin XI. Paläologos.

Ueber die alte Brücke nach Pera zurückkehrend, konnte ich auch die türkische Kriegsflotte sehen, die abgetakelt und verlassen im inneren Hafen vor Anker liegt.

Will man die moderne Türkenstadt vergessen und sich ganz in die Erinnerung an die alte Stadt Konstantins des Großen versenken, so muß man die gewaltige Doppelmauer entlang wandeln, die vom Schloß der sieben Türme am Marmarameer bis Aiwan Serai am goldenen Horn sich hindehnt. Ich machte diesen Ausflug zu Wagen in Begleitung eines Führers, der bei schwierigeren Partien, namentlich bei einem Besuche des Bazargewirres, nicht leicht zu entbehren ist. Vom Seraskieratturm weg ging die endlos scheinende Fahrt über das greuliche Pflaster oder durch fußtiefen Schmutz in den engen, von lauter hölzernen Häusern gebildeten, winkeligen Straßen des Türkenviertels bis zum Heptapyrgion (Jedikule), dem einstigen Schauplatz scheußlicher Greuelthaten. Die mächtige Burg, die gegenwärtig nur mehr vier Türme zählt, ist dem Verfall preisgegeben, macht aber einen äußerst malerischen Eindruck. Dunkle Cypressen, breitblättrige Platanen und üppige Feigenbäume stehen im Hofe, während rankender Epheu und allerlei Schlinggewächs Schießscharten, Zinnen und Brustwehren überwuchern. Uebrigens hat das letzte Erdbeben vor einigen Jahren, welches namentlich den großen Bazar zerstörte, auch hier schlimm gehaust und besonders den höchsten der Türme, von dem aus man eine schöne Aussicht auf Stambul und die Propontis genießt, arg baufällig gemacht. Das mächtige „goldene Thor“, durch das einstmals die siegreichen Kaiser im Triumph einzogen, haben die Türken aus Aberglauben vermauert, damit nicht die künftigen Eroberer hier einziehen können. Wir verließen die Stadt durch das nächste Thor (Jedikule-Kapusi), um auf der entsetzlich verwahrlosten Landstraße, wo der Wagen bisweilen bis zur Achse ins feuchte Erdreich einsank, die beinahe 7 km lange, mit hunderten von Türmen versehene theodosianische Doppelmauer entlang zu fahren, vor welcher ein breiter, zum Teil mit Erde und Trümmern ausgefüllter Graben hinläuft. Tiefe Stille herrscht hier außen in der Einsamkeit. Die altersgrauen Mauern mit ihren mächtigen Basteien, von Gestrüpp und Epheu überwachsen, mahnen uns an die fürchterlichen Stürme, die sie ausgehalten, während westlich davon auf dem Plateau von Maltepe das undurchdringliche Dunkel eines weit ausgedehnten Cypressenwaldes, in dem sich der große türkische Friedhof befindet, dem ganzen Bilde eine noch melancholischere Stimmung verleiht. Bei Egrî Kapu bogen wir nordwestlich ab und verließen den Wagen, um zu Fuß durch die Vorstadt Ejub mit ihren fanatischen Bewohnern und ihrer prächtigen Moschee, die kein „Giaur“ auch nur vom Vorhof aus betrachten,

noch weniger betreten darf, ans goldene Horn hinabzuwandern und auf einem kleinen Dampfboot die reizende Strecke bis zur alten Brücke zurückzulegen.

Dem ernst stimmenden Bilde der alten Mauern, das wir soeben entworfen, diametral entgegengesetzt ist die heitere, glanzvolle Pracht einer Dampferfahrt auf den blaugrünen Fluten des Bosporus. Etwas Reizenderes und Lieblicheres kann es auf Gottes weiter Erde kaum mehr geben. Bei jeder Wendung des im Zickzack zwischen dem europäischen und asiatischen Ufer verkehrenden Schiffes bietet sich eine neue Seite der wundervollen Landschaft. Steil in den Sund abstürzende Vorgebirge, gekrönt von Pinien und Platanen, reizend sich versteckende Buchten, herrliche Paläste und Villen, Schloßruinen, Moscheen und Ortschaften, die zwischen dem üppigen Grün duftender Gärten hervorlugen, schweben in ununterbrochenem Wechsel an uns vorbei und lassen in uns das Ganze wie einen feenhaften Zauber erscheinen.

Von Bujukdere, der Endstation, weg führt durch ein sich gegen den Bosporus öffnendes Thal ein ammutiger Weg in den wohlgepflegten Belgrader Wald mit seinem gemischten Bestande von Buchen, Eichen, Edelkastanien und Ulmen. Ich ging bis zu dem Aquädukt und Wasserbehälter Mahmuds I., der, im Winter mit Regen und Schneewasser sich füllend, den Sommer über Pera und Galata mit seinem Vorrat versorgt, während Stambul durch einen weiter nordwestlich beginnenden Aquädukt gespeist wird, wobei noch zum Teil die alte justinianische Leitung benützt ist.

Um einen Rundblick über die ganze Gegend zu genießen, bestieg ich in Begleitung eines liebenswürdigen Kollegen aus Frankfurt und eines jungen Brasilianers, die ich im Hotel kennen gelernt hatte, den Skutari überragenden Berg Bulgurlu, dessen Kuppe fast ganz kahl ist. Wahrhaft großartig ist das Panorama, das sich hier oben dem bewundernden Auge aufthut. Westlich breitet sich das ungeheuerere Häusermeer von Stambul, Galata und Pera aus mit der unendlichen Menge weißleuchtender Moscheenkuppeln und Minarets, gegen Norden überblicken wir die Bergzüge Ostrumeliens und den Bosporus bis zum schwarzen Meere, das in nebelhafter Ferne nur als schwache Linie sichtbar, den Horizont abschließt. Zu unseren Füßen liegen die Städte Skutari und Kadiköi, während im Süden die bizarren Formen der Prinzeninseln und ganz im Hintergrund das gewaltige Bergmassiv des schneebedeckten Olymp herübergrüßen. Vom hochgelegenen Bulgurluköi brachte uns ein Wagen an den Villen verschiedener reicher

Türken vorüber nach dem größtenteils von Griechen und Europäern bewohnten Kadiköi und von dort über Haidar Pascha nach dem großen türkischen Friedhof mit seinem ernstem Cypressenwalde, der das echt orientalische, an den Berg sich anlehrende Skutari im Süden begrenzt.

Da es gerade Donnerstag war, begaben wir uns auch in das Kloster der heulenden Derwische, die an diesem Tage ihre ebenso lächerlichen als widerlichen Andachtsübungen vornehmen, bis sie in ihrer Ekstase schweißbedeckt und mit Schaum vor dem Munde niederstürzen. Nach Beendigung der Zeremonie, die volle zwei Stunden — für mich eine Ewigkeit — in Anspruch nahm, legte man erkrankte Kinder auf den Fußboden des Gebetsraumes, auf denen dann der ehrwürdige Scheik, der in hohem Ansehen zu stehen scheint, herumschritt, um sie zu heilen. Mir thaten die armen Würmer leid, die sich dieser seltsamen Massagekur unterziehen mußten. Uebrigens sollen, wie mir von sehr glaubwürdiger Seite aufs bestimmteste versichert wurde, nicht bloß die Mohammedaner, sondern sogar — o sancta simplicitas! — abergläubische Europäer ihre leidenden Kinder dem „Wundermann“ unter die Füße legen.

Zum Schlusse sei noch mit einigen Worten des Selamlık (Freitagsgebet des Sultans), sowie des Treibens an den „füßen Wassern von Europa“ gedacht.

Nordöstlich von der lebhaften Vorstadt Beschiktasch liegt auf einem Hügel der Jildis Kiosk, die Residenz Abd ul Hamid II., des gegenwärtigen Sultans. Nicht weit davon hat sich der Padiſchah die nach ihm benannte kleine, aber prachtvolle Hamid Moschee erbaut, in welcher er, seiner Verpflichtung als Kalif nachkommend, jeden Freitag zwischen 12 und 1 Uhr mittags sein offizielles Gebet verrichtet, eine Feier, die Woche für Woche mit gleich großartigem Gepränge begangen wird. Ich fuhr schon vor 11 Uhr hinaus und erhielt gegen einen vom Konsulat ausgestellten Vorweis Zutritt zu dem der Hamid Moschee gegenüberliegenden Gebäude, wo sich bereits eine Menge fremder Gäste, meist Oesterreicher und Franzosen, eingefunden hatten, und die Adjutanten des Sultans in schimmernder Galauniform ihren Dienst versahen. Schon lange vor Beginn der Feier bildeten die zum Teil aus weit entlegenen Kasernen herbeimarschierten Truppen Spalier. Am auffälligsten war mir das meist aus Schwarzen oder doch Dunkelfarbigen zusammengesetzte Juavenregiment mit den blauen Jacken, roten Pumphosen und grünen Turbans. Einen ganz vor-

züglichen Eindruck machte mir die Kavallerie mit ihren edlen arabischen Rossen.

Fast genau um 12 Uhr verkündete eine weithin vernehmbare Fanfare das Erscheinen des Großherrn. Ein glänzender Zug von Hofbeamten in funkelnden Uniformen begleitete den Galawagen, in welchem der Sultan mit einfachem schwarzen Rocke und dem Fez auf dem Haupte saß, während ihm gegenüber der Held von Plewna, Osman Pascha, Platz genommen hatte. Unmittelbar hinter dem Wagen wurden von Dienern die Leibpferde des Sultans zwei blendend-weiße feurige Araberschimmel geführt, dann erst folgten zwei geschlossene Hofequipagen mit der Sultansmutter und den Prinzessinnen, die übrigens ebensowenig wie die gewöhnlichen Türkinnen die Moschee betreten dürfen. Vor dem Eingang zum Bethause grüßten die salutierenden Truppen ihren Herrn mit den Worten: „Lang lebe der Padischah!“ Nach dem ungefähr eine kleine halbe Stunde dauernden Gebete, während dessen auch auf der Straße tiefe Stille herrschte, ließ der Großherr die Truppen defilieren und kehrte dann, nach allen Seiten in der bekannten orientalischen Weise grüßend, im Wagen nach dem Palaste zurück, worauf sich auch die in großer Entfernung gehaltene einheimische Menschenmenge, welche dem Schauspiele von weitem zugehört hatte, zerstreute.

Von Jildis Kiosk weg fuhr ich in etwa 1¹/₂ Stunden nach dem anmutigen, aber landschaftlich keineswegs großartigen Thal von Mi-beiköi und Kiáthané, das von zwei kleinen in das goldene Horn mündenden Flüssen durchströmt wird und mit seinen grünen, von stattlichen Platanen beschatteten Auen im Frühjahr den Lieblingsausflugsort der türkischen Frauen von Stambul bildet. Jeden Freitag ziehen endlose Reihen von Wagen, vornehme Karossen und einfache alte Kutschen, ja sogar oxsenbespannte Fuhrwerke hinaus über das nördlich von Pera gelegene kahle Hochplateau, von wo sich dann die Straße in Serpentinaen ins grüne Thal hinabzieht. Eine Unmasse von Haremsdamen, welche die Woche über zu unthätigem Leben in ihrem goldenen Käfig verurteilt sind, erholen sich dort in Gottes freier Natur an den „süßen Wassern von Europa.“ Auf bunten Teppichen oder geflochtenen Matten lagern sie gruppenweise, je nach dem Stande von mehr oder weniger Sklavinnen und schwarzen Eunuchen umgeben. Die einen rauchen in bequemer Stellung mit sichtlichem Behagen ihre feinen Cigaretten, andere naschen Süßigkeiten oder schlürfen Mokka aus winzig kleinen, kostbaren Schälchen, die sie selbst mit hinaus-

gebracht, wieder andere spielen mit ihren Kindern. Alle aber sind sie, wenn auch leicht, verschleiert und tragen den weiten Ueberwurf aus gelber, roter, grüner oder violetter Seide. Zahlreiche Buden sind aufgeschlagen, verschiedene Verkäufer hausieren ihre Waren, glutäugige Zigeunerinnen treiben ihren Hofuspokus oder singen zu ihren eigentümlichen Instrumenten fremdklingende Weisen, kurz das ganze bunte Gewirr ist ein Bild echt orientalischen Volkslebens, das aber mutatis mutandis ganz an ähnliche Volksfeste bei uns erinnerte, siele uns nicht sofort die durch die mohammedanische Sitte gebotene strenge Absonderung der Geschlechter auf, die jedes familiäre Beisammensein einfach unmöglich macht. Bricht dann der Abend herein und werfen die Cypressen ihre langen Schatten über die Wiesen, so verziehen sich geräuschlos die bunten Gestalten, meist in Kaifs durchs goldene Horn zurückkehrend.

Nur allzurash war mein Aufenthalt in der vielumstrittenen Stadt am Bosporus vorübergegangen. Da auch mein liebenswürdiger Kollege aus Frankfurt und der junge Brasilianer sich zur Heimreise rüsteten, benützte ich diese Gelegenheit, um die streckenweise langweilige Eisenbahnfahrt durch die weiten Balkanländer nicht ganz allein machen zu müssen. An einem schönen Abend fuhren wir hinaus zum Bahnhof an der Serailandspitze und bestiegen den direkten Schnellzug. Ein schriller Pfiff — Lebe wohl, Stambul! 48 Stunden später winkte uns der Stephansturm der alten Kaiserstadt an der Donau.



gebracht, wieder an
 wenn auch leicht,
 gelber, roter, grün
 geschlagen, versch
 Zigeunerinnen tre
 tümlichen Instrum
 Gewir ist ein Bi
 mutandis ganz o
 nicht sofort die du
 sonderung der G
 einfach unmöglich
 die Cypressen ih
 sich geräuschlos di
 Horn zurückkehren

Nur allzur
 Stadt am Bospor
 Kollege aus fran
 rüsteten, benützte
 Eisenbahnfahrt d
 zu müssen. An
 hof an der Serai
 schriller Pfiff —
 der Stephansturn

aber sind sie,
 überwurf aus
 den sind auf-
 t, glutäugige
 ihren eigen-
 ganze bunte
 aber mutatis
 te, fielen uns
 e strenge Ab-
 eifammensein
 t und werfen
 so verziehen
 urchs goldene

elumstrittenen
 lebenswürdiger
 zur Heimreise
 se langweilige
 allein machen
 s zum Bahn-
 hnellzug. Ein
 er winkte uns



© The Tiffen Company, 2007



